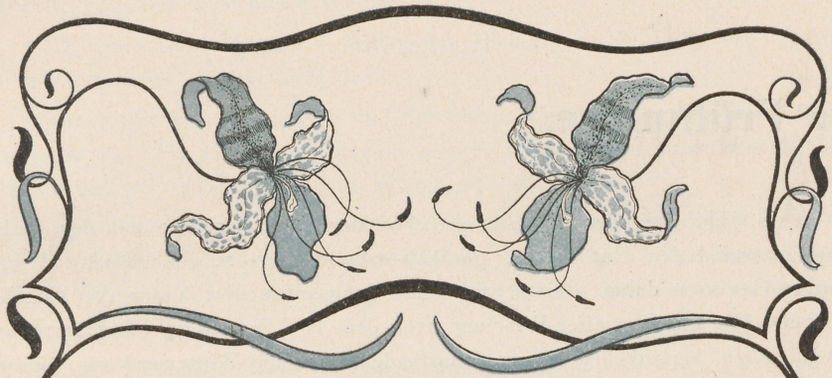
Aug.-September 1898.
II. Jahrg., Heft 2.

Einzelheft M. 1,20.
Vierteljahr M. 3.

Monatsschrift für Kunst und Leben.

1898. 1865

Herausgeber und Verleger:
Adolf Brand
Berlin-Neurahnsdorf.



Im Traum.

Wo träumt ich doch zuerst von Dir?
Wo hab ich Dich doch schon gesehn?
Schau ich Dich an, so ist es mir,
Als wär es nicht zuerst geschehn.

In dieser leiddurchwogten Welt,
Als hätten wir in fernem Land,
Wo nur ein Glück das Szepter hält
Uns einst gefunden, Hand in Hand.

Als gingen wir im Traume nur
Durch rätselhaftes Dunkel hier, —
Verloren ist die Himmelsspur;
Wo träumt ich doch zuerst von Dir!

Theo Schäfer.

Die Frühmesse.

Als Hildberg, der junge Geistliche, vor dem Kruzifix auf der Höhe des Weges grüssend den Hut lüftete, geschah es mit einem scheuen Blick, als hätte er ein böses Gewissen dabei. Er schritt dann langsam weiter, unter den Obstbäumen der Strasse hin, die in sanfter Windung nach dem Hof Brunnberg hinabführte. Dieser lag, von hohen, herbstlichen Bäumen umstanden, in einer Wiesensenkung, einsam, wie abgesprengt von den paar Dörfern der ferneren Umgebung; im Osten stand die gerade lange Mauer eines Buchenwaldes; gegen Westen stieg langsam das Gelände an bis zu einer sanft geschwungenen Hügelkette, über der die sinkende Sonne stand und ein langer bleigrauer Wolkenstreifen hinzog. In den Hofraum eintretend, sah er sich gegenüber, wie einen Steinwürfel, das grosse Wohnhaus mit dem französischen Dach und der blauen Uhr auf seinem Türmchen, die halb sieben zeigte. Aus dem langen Wirtschaftsgebäude zur Rechten hörte man Vieh brummen aus offenen Ställen und Stimmen von Dienstboten: ein Brunnen plätscherte in einen langen Steintrog; ein zweiter floss aus einer halbrunden Mauernische neben der Thür des Wohnhauses. An der breiten Steintreppe lag der Hofhund, den Kopf zwischen den Vorderfüssen und leise und misstrauisch knurrend; als ihn aber Hildberg freundlich bei Namen rief, wedelte das Tier und er konnte ungehindert eintreten. Unter der Hausthür kam ihm die Bäuerin entgegen und grüsste mit dem ortsüblichen „Gelobt sei Jesus Christ!“ — In Ewigkeit, Amen! sagte Hildberg, drückte ihr die Hand und trat in das weite Wohnzimmer, wo ihn die Frau am grossen runden Tisch Platz nehmen hiess, während sie ihren Töchtern rief und die Näharbeit wegräumte, ein schwarzes Kleid, an dem sie ausgebessert hatte.

Die beiden Töchter kamen, begrüssten den Pfarrer scheu und verschwanden dann wieder in die Küche.

Das Geschäftliche, das Hildberg auf den Hof geführt hatte, war schnell abgethan. Der Jahrtag für den verstorbenen Brunnbergbauer musste um einen Tag verschoben werden wegen eines Todesfalles im Dorfe und weil der alte Pfarrer selber leicht erkrankt war und alles dem Vikar hatte übertragen werden müssen. Um so höher glaubte die Bäuerin dem jungen Pfarrer den Besuch anschlagen zu müssen; sie dankte ihm für die Mühe, die er sich zu so später Stunde noch genommen habe und bat ihn, zum Nachtessen zu bleiben. Es werde gleich aufgetragen werden und der Herr Pfarrer sei gewiss müde von dem weiten Weg. Heim wolle sie ihn dann durch den Oberknecht fahren lassen; doch müsse er unbedingt eine Kleinigkeit zu sich nehmen. Hildberg nahm an und blieb; und es waren beide, jeder aus besonderem Grund, mit dieser Entscheidung zufrieden.

Der Pfarrer war aufgestanden. Die Mädchen liessen ihre Arbeit sinken und sahen zu ihm auf.

„Es ist Zeit zu gehen", sagte er. „Das Wetter muss mich mahnen; ich hätte es sonst ganz vergessen."

Aber die Bäuerin wollte ihn halten. „Möchten Sie nicht warten, Herr Pfarrer" — sagte sie, „bis das Schlimmste vorbei ist"?

„O, es wird wohl gehn!" entgegnete Hildberg. „In einer halben Stunde bin ich im Dorf, wenn ich gut laufe."

Nun wollte sie einspannen und ihn heimfahren lassen; aber das lehnte er von vornherein ab. Da es jedoch draussen heftiger stürmte und Frau Möll ihm den Weg vertrat, blieb er schliesslich und es setzten sich alle wieder.

„Sie sind zu ängstlich um mich," begann Hildberg, und erhob sein Weinglas, um anzustossen. Es war ihnen so heimelich jetzt in der hellen behaglichen Stube, während draussen das Dunkel in einer Sintflut ertrank und der Wind an Läden und Fenstern zerrte.

„Dem Andenken Ihres seligen Mannes," sagte Hildberg, indem er mit der Bäuerin anstiess. Sie that ihm Bescheid; dann stiessen auch die beiden Mädchen an. Er forschte dabei eifrig nach Linas Blick; sie sah ihn aber unbefangen an und er durfte es bescheiden sich selber zuschreiben, dass ihre Gläser stärker zusammenklangen. Dann griff die Bäuerin den Faden der unterbrochenen Erzählung wieder auf. Es war die Geschichte des Brunnberghofes . . .

Ungefähr da, wo jetzt das Kruzifix errichtet wäre, hätte früher — sagte sie — ein einfaches Bauernhaus gestanden. Ihr Mann habe es aus der leichtsinnigen Verwaltung seines Bruders noch gerettet, der bald darauf gestorben sei. Zu jener Zeit habe sie den stillen, emsigen Menschen kennen gelernt und er kurz darauf um sie angehalten; trotz seinem bescheidenen Besitz mit so ruhigem Ernst, als wäre es selbstverständlich, dass sie seine Frau würde. Aber es seien schwere Bedenken ihrer Eltern zu überwinden gewesen und von ihrem Heiratsgut hätte sie nichts erwarten dürfen, bevor ihr Mann nicht bewiesen hätte, er wisse sein Gut zu halten und zu mehren. Was ja eine ganz gute Vorsichtsmassregel ihrer Eltern gewesen sei — fügte sie hinzu. Der Mann habe dann von einem im Dorf auf Abbruch versteigerten Haus Steine und Gebälk allmälig heraufgebracht, in mühsamen Fuhren mit den eigenen Ochsen, aber ohne darüber seine anderen Geschäfte zu versäumen. Von dem dann ausbezahlten Teil ihres Heiratsgutes hätte er den nahen Wald erstanden und Steine darin gebrochen, woraus das neue Wohngebäude wohl zum halben Teile aufgeführt sei, hier unten im Wiesenkessel, wo der Hof geschützter war und auch die Quellen sprangen, nach denen er das Gut Brunnberg hiess. Alles wurde nach den Plänen ihres Mannes gebaut und habe sich in der Folge auch trefflich bewährt. Als das Wohnhaus jedoch bis ans Dachgesims aufgeführt gewesen sei, habe es mit einemmal dem seltsamen Mann nimmer gefallen und er habe den Abbruch beschlossen, wie sehr sie und die Verwandten ihm den Verlust an Zeit und Arbeit vor Augen hielten. Er habe keine der Einsprachen auch nur mit einem Wort der Erwiderung gewürdigt; nur ihr hätte er einmal erklärt: Wenn mir mein Haus nicht gefällt, so reisse ichs ein und baue es neu, unbekümmert um die Meinung der Leute. Dass mirs nicht darin behagt, ist zehnmal schlimmer als aller Verlust; es macht mich krank, wenn ichs tagtäglich sehen und daran denken muss. — Also habe ers bis auf den Grund niedergerissen

und den Plan verändert innen und aussen, und es sei besser geworden, wie hernach jeder habe zugeben müssen . . .

Hildberg schüttelte den Kopf wie ungläubig, und sah die Bäuerin an, schweigend und ernst, als wollte er ihr seine eigenen Gefühle in die Seele schieben und dann erforschen, was sie darüber dächte. Aber sie erriet nichts von seinen Gedanken und machte ein kluges, selbstzufriedenes Gesicht, mit der Miene der Erwartung, dass Hildberg ihren trefflichen Mann nun doch auch wohl beloben möchte.

„Ein seltener, seltsamer Mann!“ sagte Der endlich, indem er jedes Wort betonte; „aber er hat Recht gehabt.“

Das war auf die Bäuerin gemünzt; allein er traf nur sich selber damit.

„Ja, er hat Recht gehabt“ — fuhr die Bäuerin geschmeichelt fort — „und man hat ihn allerorten nachher ordentlich gelobt.“ Doch habe er sich an das Lob so wenig gekehrt, wie zuvor an den Tadel; nur ihr habe er einmal gesagt —: „Sich nicht beirren lassen ist alles. Was ich thu, ist meine Sache; was geht mich der Nachbar an!“ — Und er hat Recht gehabt — fügte sie bei. Dächte nur jeder so und thäte danach, so stünde es auch besser in der Welt. Man muss die Menschen nur verstehen, dann kann man ihnen viel verzeihen; meinen Sie nicht auch, Herr Pfarrer“ —?

Aber Hildberg schwieg; ihn plagten nicht gerade die höflichsten Empfindungen. War das — dachte er — nicht alles blos ein schönes Sprüchlein, das gar leicht über die Lippen ging, aber nie tiefer gedrungen war? Ihr Mann, ja, der hatte es gefühlt, gelebt, gethan und darin lag sein Manneswert. Aber sie —? Und ob sie wohl auch noch das Verstehen predigte, wenn Hildberg jetzt mit seinen Gedanken frei vor sie hinträte?

Eine gelinde Verachtung, die er zu verscheuchen suchte, wandelte ihn an und verstrickte ihn tiefer in sein Sinnen. Er überhörte darob fast ganz die weitere Erzählung der Bäuerin von der Vergrösserung des Besitzes, von der Entwässerung der Felder, die soviel gekostet, aber dann auch so gut gelohnt hätte und von andrem mehr, und erst, als sie von den Studien ihres Sohnes sprach und meinte, der Bauer müsste, wie jeder andere Mensch, mit den Fortschritten der Zeit gehn, wenn er gut bestehen wolle, horchte er wieder auf und gab ihr Beifall.

Die Bäuerin hatte geendet und alle schwiegen. Hildberg gedachte zu gehen. Er musste allein sein mit seinem stürmenden Innern; denn seit er die Geschichte des Brunnbergbauers kannte, schien er sich selber unentschlossener und weiter vom Ziel entfernt als je.

Er erhob sich, um zu gehn; aber draussen tobten Wind und Wetter wüster, und die Finsternis war so dick, dass an einen Heimweg nicht zu denken war und die Bäuerin Hildberg bat, auf dem Hof zu übernachten. Man werde ihn morgens zeitig wecken und ins Dorf hinabfahren, damit er nicht die Frühmesse versäume, sagte sie.

Er blieb und man schickte sich an, zur Ruhe zu gehn. Indem aber die Frau ein Kerzenlicht holen ging und es anzündete, nahm Hildberg das Bildnis des Brunnbergbauers von der Wand herab und besah es. Die grossen blaugrauen Augen zeigten den stillen steten Blick des ruhig unternehmenden Mannes; Schweigsamkeit und einen gewissen Trotz die geschlossenen Lippen; in den kaum merklich herabgezogenen Mundwinkeln lag eine leise Verachtung der Menschen, indes kein Hohn oder Spott. Ein wohlgeformtes Kinn, die mittelstarke gerade Nase und die vollausgegossene Stirn ergaben mit dem Übrigen das Bild eines Mannes, der seinen Willen hatte und seinen

Weg ohne Beirrung ging. Hildberg schloss einen Augenblick die Augen; das Bild haftete deutlich in ihm.

Und wieder fiel ihm die grosse Aehnlichlichkeit mit Lina auf.

Das Nachtessen wurde am runden Tisch eingenommen, über dem die Hängelampe brannte; Wein und Weissbrot mit Butter blieb zum Nachtisch da, des Gastes wegen; sonst war das auf dem Hof nicht Brauch. Die beiden Töchter nähten; Emilie, die ältere, welche verlobt war, sass dem Pfarrer zur Linken, rechts von ihm die Brunnbergbäuerin, die vorwiegend die Unterhaltung führte. Lina sass ihm gerade gegenüber auf der Wandbank in der Nähe des Fensters. Sie war meist über ihre Stickerei gebückt und schwieg immer und er bekam ihr Gesicht nur selten voll zu sehen, etwa, wenn sie ihm Wein nachschenkte oder beim Einfädeln ins Licht blicken musste; zudem fand er es angebracht, seine Blicke zu zügeln, und hörte fast immer der Bäuerin zu, um erwidern zu können, wo ihms angebracht schien.

Frau Möll hatte eine fein gelbliche Gesichtsfarbe und dunkle Augen, die schmale Nase war gerade, die Lippen länglich und wohlgeschnitten. In glänzendem Braun lag das Haar, das in der Mitte gescheitelt war, platt an den Schläfen an. Das schwarze Kleid, das sie nicht nur aus Trauer trug, sondern weil es ihr gut zu Gesicht stand, gab ihr eine gewisse bescheidene Vornehmheit. Die ältere Tochter glich ihr im Aeusseren ganz; Lina hingegen hatte die grossen grau-blauen Augen des Vaters und im Ganzen auch seine Züge, ins Mädchenhafte verfeinert; Hildberg sah es aus dessen Bildnis; es hing gerade über ihr an der Wand.

Die Frau sprach anfangs von allgemeinen Dingen: von Angelegenheiten des Hofes, vom vergangenen Sommer, von der Ernte. Dann auch von ihrem Sohn, der auf der landwirtschaftlichen Schule sei; über Kurzem aber, nach Emiliens Hochzeit, müsse er auf den Hof kommen, meinte sie. Eine Frau thue zu schwer mit so vielen und oft eigenwilligen Dienstboten.

Hildberg nickte nur zuweilen auf die Worte der Bäuerin; er liess ihr gern den Vortritt in der Unterhaltung, da ihn eigene Gedanken sehr beschäftigten. Am Ende — dachte er — hörte er immer noch genug, um ihr, wo es sein musste, zu antworten.

Ueberall war es draussen dunkel geworden und auf dem Hofe still, da alles gethan und die Dienstboten zu Bett waren. Durch den offenen Flügel des einen Fensters drang nur das gleichmässige Plätschern der beiden Brunnen und ab und zu das Knurren des Hofhundes, der scharf wachte. Der Himmel hing jetzt schwarz bewölkt; in den Bäumen rührte sich leise der Westwind . . .

Hildberg ertappte sich plötzlich auf allzugrosser Schweigsamkeit, worüber er sich ein Gewissen machte und wenn es angegangen wäre, am liebsten sich fortgestohlen hätte. Was sass er da und kämpfte unter Menschen, die er liebte, seine Seelenkämpfe durch, immer unentschiedener, weil er zu einer Entscheidung den Mut nicht besass? Und was wussten, was ahnten nur auch diese Leute von seinen Wünschen und Leiden? Im besten Falle musste er ihnen unhöflich erscheinen mit seinem beständigen Schweigen. Er raffte sich auf, horchte besser hin, soweit es sein eigenes Sinnen zuliess und antwortete ab und zu. Und meist mit viel Sachverständnis, sodass die Bäuerin einmal meinte, er würde wohl jeden Beruf ebensogut versehen, wie sein geistliches Amt. Doch gab er nichts auf solch unnütze Schmeichelei, wie er dachte, und verfiel bald wieder, trotz aller Beherrschung, dem Kampf seiner Gedanken. Da hielt miteins auch die Bäuerin inne und ihr plötzliches Schweigen nach so lebhaftem Redefluss weckte Hildberg auf und er schaute sie fragend an. Sie machte

ein etwas vorwürfiges Gesicht; denn sie hatte soeben von ihrem verstorbenen Mann geredet und Hildberg wohl alles überhört. Er wollte etwas sagen; da fuhr gerade ein Windstoss durchs Fenster herein und löschte schier die Lampe. Lina schloss eilig den Flügel; die ersten schweren Tropfen schlugen schon daran.

„Es ist ein gutes Bild", sagte die Bäuerin herzutretend, „und ich bin froh, dass wirs haben malen lassen. Mein Mann ist ein paar Monat darauf gestorben. Der Maler war ein guter braver Mensch, aber arm; er hat sich später das Leben genommen, weils ihm am Nötigsten gefehlt hat. Vorher hat er noch genau die Leichenkosten ausgerechnet und erfragt, und dass er ja keinen Pfennig Schulden hat mit ins Grab nehmen müssen, das Geld bei seinem Tod bereitgelegt" . . .

Einige andere Bilder hingen noch an den Wänden, von Grossvätern und -müttern, den Kleidungen nach, und unter einem Spiegel, im Viereck geordnet, eine Menge verblasster Photographien. Einen ganzen Wandpfeiler nahm das hohe, kastenartige Gehäuse einer alten Schwarzwälderuhr ein. Sie stand, so oft Hildberg auf den Hof kam, immer still, als wollte sie der neuen Zeit ihren Dienst nimmer thun und wäre vor langen Jahren mit der alten in den Ruhestand getreten. Heute zog die Frau sie auf, des Pfarrers wegen, der ihr Geheimnis noch nicht kannte, stellte die Zeiger auf zehn, und schob dann das mannslange Pendel an. Da begann sie kurz zu schnurren und seltsam geisterhaft und alt erklang die Weise eines Volksliedes; tief heiser, wie verstaubt, spielten die Bässe; einige höhere Pfeifen waren verstimmt und wimmerten kläglich. Sie sei — sagte die Bäuerin, während das Lied herabging — das Erbstück einer Grossmutter väterlicherseits, deren liebstes Hochzeitsgeschenk sie voreinst gewesen, weil sie von einem bevorzugten Liebhaber stammte, einen Musikanten und Orgelbauer, den die Ahne nicht hatte heiraten dürfen . . .

Das wirkte alles so seltsam auf Hildberg ein, seit er die Geschichte des Brunnbergers gehört hatte! Wie im Traume folgte er den Frauen, die ihn noch durch alle Räume des Erdgeschosses führten, bevor sie in den ersten Stock stiegen, wo die übrigen Zimmer der Familie lagen. Man zeigte ihm, wie einem Brautwerber, auch hier alles, nicht ausgenommen die beiden Kammern Emiliens und Linas mit ihrer Ordnung und sauberen Einfachheit. Hier wünschten ihm die Beiden gute Nacht, drückten ihm die Hand, die er ihnen hinstreckte und verschwanden; die Mutter führte ihn in das Gastzimmer, legte dort einiges Nötige für ihn bereit, zündete ihm eine frische Kerze an und „Gutnacht, Hochwürden!" sagte sie und liess ihn allein.

Und es schien ihm gut, dass er allein war. Aber es wäre ihm unmöglich gewesen, sich schon niederzulegen, und er beschloss, wach zu bleiben und sich mit seinen Gedanken auseinanderzusetzen, die ihm doch, wie er vorausfühlte, keine Ruhe lassen würden.

Auseinandersetzen: ja, das war's! Aber hatte er das nicht schon ein halbes Jahr lang zur Genüge gethan, ohne vom Fleck zu kommen? Ja, wenn er ein entschlossener Mann wäre . . .! Da schlüge er sich auf Seite der besseren Einsicht! Allein das seelische Erbe, diese böse quälende Mitgift seiner frommen unentschlossenen Mutter! Dieses Zagen, dieses Schwanken, diese Rücksicht auf Lebende und —

Er hielt seine Gedanken einen Augenblick an, als scheute er sich, ihn zu Ende zu denken — „und auf Verstorbene! — dachte er weiter. Ja, auch über das Grab hinaus wirkte seine Mutter noch auf ihn! Das wars; das hinderte ihn an der Entscheidung . . .!

Er trat ans Fenster, das die Bäuerin zugedrückt hatte und öffnete es. Draussen ging laut und rauschend der Sturm; welke Blätter tanzten im Lichtschein gespenstisch gegen das Fenster; dick und undurchsichtig stand das Dunkel.

Langsam trat er wieder zurück und setzte sich auf das Bett. An der Wand erschien sein Schatten und streckte sich gross und drohend an der Zimmerdecke über ihn hin. Dann fielen ihn seine Gedanken wieder an.

Wie erbärmlich von ihm, dass er seiner Mutter die Schuld an seinen Kämpfen zuschob! Wie sie nimmer für sein leibliches Fortkommen sorgte, so gingen sie auch seine seelischen Sorgen nichts an. Ob er die überwand oder ob er an ihnen zugrunde ging — das einzig war die Frage; der Ausgang also lag in seiner Hand . . .

Aber es stand ihm viel zuviel entgegen: Das Versprechen, das er seiner Mutter gegeben; die Meinung und Rede seiner Verwandten, wenn er zurückträte; vor allem der Grund zu seiner Wortbrüchigkeit: die Schwäche, wegen eines Weibes den eingeschlagenen Weg zu verlassen! Und am Ende . . . — wer wusste, ob ihn Lina auch nur wählen würde . . .?

Eines Mädchens wegen alles! Nicht einmal aus eigenem Antrieb . . .!

Jemehr er sich aber in solche Gedanken hineinwühlte, umso unentschlossener kam er sich vor und umso erbärmlicher vor dem Geiste des Brunnbergbauers, unter dessen Dach er wohnte. Und er löschte schliesslich das Licht, um sich selber nimmer zu sehen. Angekleidet streckte er sich auf das Bett hin, in der Hoffnung, schlafend seinen Gedanken zu entkommen. Allein wenn er zuweilen auch ein wenig einnickte, so blieb er doch immer halbwach; und aufgeregte Träume spielten mit ihm so lebhaft, dass er nicht zu träumen, sondern alles mit Händen zu greifen und bei allem mitzuspielen glaubte.

Er stand oben beim Kruzifix auf der Höhe des Weges und sah auf eine baufällige Hütte in der Wiesensenkung hinab. Dort ging sein Bruder Bernhard mit Lina umher und mass die Steine und Balken, die immer wieder unter seiner beschwörend ausgestreckten Hand aus der Erde wuchsen. Soviel er sah, sprach keins ein Wort zum andern. Lina hatte einen ganz merkwürdigen Ausdruck, gewann aber durch ihre Seltsamkeit und die schweigende Hilfe, die sie Emil leistete, immer mehr das Interesse des unthätig Zuschauenden, sodass er schliesslich zu den beiden hinabstieg, um mit ihnen zu reden. Da bewegte sich auch das Kruzifix mit, und als Hildberg bei den beiden ankam, die ihm keine Achtung schenkten, sodass er vor erwachendem Ingrimm sich kaum mehr halten zu können meinte und eifersüchtig auf den bevorzugten Bruder zu schauen begann, da belebte sich der Heiland am Kreuze, griff mit dem rechten Arm herab, hielt den Zornigen zurück und sagte: „Was neidest du deinen Bruder? Geh hin und thue desgleichen. Siehe, wer dem Leben diente, wird über das Leben Herr sein, also dass es Ihm dienen muss!“ In diesem Augenblick setzte Lina sich einen Kranz brennend roter Rosen aufs blonde Haar, sah den schweigenden Baumeister verheissenden Blickes an und sang die wehmütig glühende Weise eines Liedes so ergreifend, dass der Schweigsame endlich entzückt aufhorchte und ihr die Hand hinstreckte. Indem aber der Andere wild aufbrausend dreinfahren wollte, versank plötzlich alles: Hütte, Menschen und Kreuz, und durch die ausgebreitete Finsternis tönte nur die Melodie des Liedes noch fort. — Hildberg erwachte langsam und indem er sich zurechtsuchte, wo er wäre, aber nur undurchdringliche Nacht um sich sah, erklang unter ihm gedämpften Tons die Weise:

Da drunten im Thal, da gehts Wasser trüb,
Und i kann dirs nit hehlen, i hab dich so lieb.

Da entsann er sich wieder, wo er war, und auch des eben durchlebten Traumes, dem er nun in allen Teilen nachging, abergläubisch, als könnte er sich aus seinen Bildern sein Schicksal lesen oder sich Mut daraus schöpfen. Es fiel ihm alles wieder deutlich ein, nur die Worte des Heilands wollten nicht wiederkommen, so sehr er ihnen nachsann. Aber es schien ihm ein Wink des Schicksals, der ihn in dieses Haus geführt hatte, unter ein Dach mit dem geliebten Wesen, um das er seinen ganzen Kampf aufgenommen hatte; auch die Geschichte des Brunnbergers deutete er dahin und fand in dem zufälligen Zusammentreffen dieser Dinge einen Grund zur Beruhigung und zur Hoffnung auf eine endliche gute Lösung. Mit dieser Einlullung seines eben noch so aufgeregten Innern stellte sich langsam der Schlaf wieder ein, doch traten gleich auch die Gedanken in seinen Träumen auf und schlugen da ihre wilden Schlachten weiter, bald in klaren und vernünftigen Vorgängen, dann wieder in seltsam unsinniger Reihenfolge und in Bildern, die einmal höhnend auf seine Vergangenheit wiesen, dann wieder eine Zukunft voll Glück zeigten, die er, weil sie sein Wunsch war, auch für recht und gerecht erachtete, wenn anders noch Gerechtigkeit auf dieser Erde war. — So sah er öfters den Brunnbergbauer, der ihn einmal ermutigte, ein andermal durch höhnische Worte oder auch durch eisige Verachtung, die ihn am tiefsten verletzte, seine Unentschlossenheit tadelte. Auch die Bäuerin erschien ihm mit Lina einigemal. Sie machte immer eine kluge zufriedene Miene, und wenn Hildberg sie ansah, fragend, was sie wohl zu seinen Absichten sagen möchte, sah sie immer selbstgefälliger, immer klüger und zufriedener drein, auch immer feiner berechnend, worob sich schliesslich in ihm ein Widerwille gegen sie regte. Einmal gar schob sie ihm die scheu schweigende Lina hin mit den Worten: „Sich nicht beirren lassen ist alles, hat mein Mann gesagt; man muss die Menschen nur verstehn!“ und dabei nahm ihr Gesicht einen kupplerischen Ausdruck an. Aber als Hildberg Lina die Hand gab, stand plötzlich zwischen beiden der Brunnbergbauer und sagte: Du willst dir ein neues Haus bauen, wie dirs die Weiber raten; aber nur dein eigener Wille hat Gotteskraft. Da fiel Hildberg die Hand kraftlos herab; die Bäuerin machte ein überkluges, genügsames Gesicht, rieb sich die Hände, streckte sie ihm dann beide hin, indem sie sich im Tanze zu einer fernher tönenden Melodie zu drehen begann und schliesslich die Andern alle in einen wunderlichen Reigen hineinzog und so toll und wild mit ihnen herumwirbelte, dass der des Tanzens unkundige Hildberg schliesslich schwindlig und totmüde niederfiel, worauf sich der Reigen langsam unter den ersterbenden Tönen der Musik auflöste und verschwand. — Daran erwachte Hildberg, stand rasch vom Bette auf, reckte sich, da er sich ganz gerädert fühlte und trat dann aufatmend unter das offene Fenster.

Der Sturm hat sich gelegt und am reingefegten Himmel standen die glitzernden Sterne und der Mond, schon tief zum Niedergang. In der Stille der Nacht plätscherten die beiden Brunnen; manchmal rasselte an der Krippe ein Stück Vieh oder der Hund schlug an.

Ein leises Geräusch aus dem an das seinige stossenden Zimmer liess Hildberg aufhorchen. Es schien sich jemand unruhig im Bett zu wälzen; ein Seufzen wie im Schlaf wurde hörbar; dann wars wieder ganz still. Es musste, stellte er sich die Einteilung des Hauses vor, aus Linas Zimmer stammen. Wand an Wand also hatte er mit ihr geruht! Ob sie sich wohl auch um seinetwillen quälte und keine Ruhe fand?

Er beschloss, hinauszugehen und einen Gang durch die Umgebung des Hofes zu machen. Leise öffnete er die Thür und schlich auf den Zehen hinaus, durch das Prunkzimmer, an dessen Wänden der Mondschein lag, dann die Treppe hinab und am Hund vorbei, der sich nach leisem Knurren schnell beruhigte, in den Hof hinaus, wo die Gebäude gewaltige Schatten auf Garten und nahe Felder legten. Auf durchweichtem Wege schritt er unter den tropfenden Obstbäumen hin, in die Wiesen hinaus, in der Richtung des Waldes, der gegen Osten wie eine Mauer stand. Er gedachte einen weiten Gang zu machen, um auf Umwegen, wenn der Tag anbräche, wieder auf den Hof zu kommen.

Das Land war wundersam still ringsum. Wie helle Würfel lagen die Häuser der umliegenden Dörfer im Mondschein da; einige Fenster glänzten wie Perlmutter herüber; auf einem Kirchturm schlug dumpf die vierte Stunde der Frühe . . .

Als Hildberg nach langem Gang wieder auf der Höhe des Weges beim Kruzifix ankam, fühlte er sich frei und leicht; der Kampf war entschieden. Und doch gab ihm der Anblick des Heilandes noch Kraft; wie dieser seinen Weg gegangen, ohne zuvor jemand darum zu fragen und wie er ihn bei aller Gefahr mutig beschritten hatte, so dachte auch Hildberg den seinen zu gehn . . .

Er ging langsam durch die Reihe der jetzt fast entlaubten Bäume auf den Hof hinab. Dort fand er das Leben schon wach. Emilie stand im Garten, um das gefallene Laub zusammenzurechen. Sie grüsste den Pfarrer zuerst. „Gelobt sei Jesus Christ!“ sagte sie, worauf Hildberg ihr die Hand gab mit den Worten: In Ewigkeit, Amen! Darauf wandte er sich schweigend dem Wohnhaus zu; Emilie aber hatte einen sonderbaren Klang aus seinem Gruss gehört.

An der Thür traf er auf die Brunnbergbäuerin, hinter welcher Lina stand. Beide begrüssten ihn wie üblich, und die Frau fragte verwundert, wo er so früh schon gewesen sei.

Er sah sie frei und ernst an und schwieg zuerst ein wenig; dann sagte er lächelnd:

„Ich habe meine Frühmesse gelesen.“

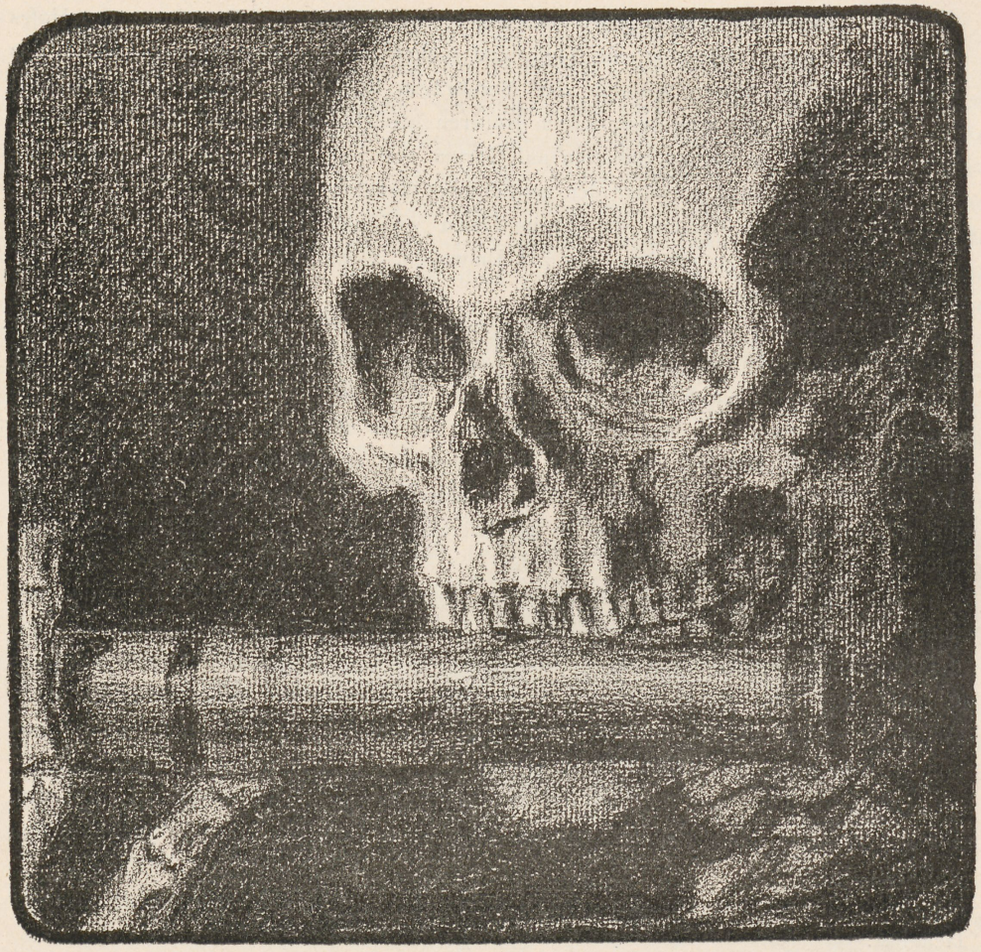
Die Bäuerin machte ein Gesicht, das Hildberg schon wo gesehen hatte. „Die Frühmesse?“ fragte sie ungläubig.

„Die Frühmesse meines neuen Lebens,“ erwiderte Hildberg.

Die Beiden suchten zu lächeln, und die Bäuerin machte ihr klügstes Gesicht, über das sie verfügte. Da griff Hildberg plötzlich an seinen Hut, lüftete ihn, gab den Beiden die Hand und wünschte ihnen Lebewohl.

Seit dem Tag war er aus der Gegend verschwunden und man hat nie mehr dort von ihm gehört . . .

Heinrich Ernst Kromer.



Vom fahrenden Pfeifer.

Durch die Gassen läuft ein Flötenmann
Und lockt vielerlei Gesindel an:
Tirilihuluhu! Tirilihuluhu!

Vollsaftige Mädeln und blutfrische Jungen
Und lederne Weiber sind zu ihm gesprungen.
Dahinter schleppen sich keuchende Greise,
Und Kinder umhüpfen kahlköpfige Weise.
Zuletzt kommen Narren und scheckige Thoren
Und höhnen den Flötenmann unverfroren:
Tirilihuluhu! Tirilihuluhu!

Ein jeder macht seine Privatgrimassen,
Trotzdem sie von einem sich führen lassen.
Man wahrt auch streng die Tanzphysiognomie,
Springt aber nach selbiger Grundmelodie:
Tirilihuluhu! Tirilihuluhu!

Der Flötenmann rastet ein Weilchen mitunter
Und glotzt den Menschenzug lüstern hinunter. —
Dann möchte wohl mancher in scheuem Besinnen
Der grässlichen Kette eilig entrinnen.
Doch merkt das der kalkene Flötenmann,
So fängt er schleunigst sein Tirili . . . an.
Den Menschlein prickelt die schwache Haut
Beim zwingenden Pfeifenlockelaut — — —

Unwiderstehlich zum Todestanz
Umschlingt und wiegt sich der Lebenskranz —
Tirilihuluhu! Tirilihuluhu!

Ferdinand Max Kurth.

Der Surm bei den Senegambiern.

Der Surm war in eine moderne Literatengesellschaft hineingeraten und ging um sich von der dort schwälenden Abtritts-Atmosphäre zu erholen zu den Senegambiern. „Er imitiert Altenberg“, schmähten die Unfreien hinter ihm. Er aber dachte: „Wie wäre das möglich? Ich kenne Altenberg zu wenig, um ihm nachzuahmen. Hier und da, da und dort las ich wohl eine seiner Skizzen, die mich anmuteten, wie eine wunderliche, seltene Duftblüte, — aber sonst bin ich mein einsam Eigener.“

Ja, — und das wird er bleiben müssen. Denn er bringt nicht die Meinung der Meisten zum Ausdruck — die gilt ihm einen Heller — sondern seine — die gilt den Andern soviel. Und dennoch werden die Protzmaulenden sie lesen, und die Schmeerbäuche sich am leichten, tändelnden seiner Art ergetzen. Mit den Andern, mit den ihm lieben, machts der Surm wie die Aja mit ihren Pfleglingen; treulich zwischen die Knie nehmen und von heimlichen Wundern erzählen. Er erzählt gerne, dazu hat er immer Stimmung. Wer ihn anregt? Niemand. Viele. Das Kunterbund. Manche werden ihn erraten, denen braucht mans nicht zu sagen, — die Andern brauchen es nicht zu wissen. Bloss die eine Wahrheit mögen sie begreifen lernen: Wie der Surm auch immer ist, er posiert nie!

Ja, noch was! Merkt euch, alles ist nur Laune. Laune! Ist er so gelaunt, sagt er so, ist er anders gelaunt, sagt er anders. Die momentane Wahrheit bleibt desshalb doch; — und es giebt keine andere Wahrheit als die momentane. Die Schrift ist Wortschwall, der einzige Trost ist die Wesenheit. Wo die in seinen Aussprüchen ist, ist Ewigkeit, warmes, pulsendes Leben.

Und noch was! Er kehrt sich nicht an die schmunzelnde Entrüstung der ranzigen Tugend, oder an den gleisnerischen sittlichen Jesuitismus der Impotenten, welche erst nächstens schweigen. Nicht an die Meinung der auf dem Wanstmästlingsstandpunkt verharrenden Schlendermenschen mit den verfilzten Seelen.

Der Surm hatte lange nach Wahrheit, nach Liebe, nach Frieden gesucht, und da er sie nicht fand, blieb seine Seele hungrig. Auch den grundlosen Optimismus suchte er lang, er wollte sich gesund lachen, denn er kränkelte am schweren Sinn. — Er fand den Grundlosen, fand ihn bei den Negern. Dort konnte er am besten sehen, wieviel Leidenschaft im Menschen verborgen steckt, wieviel fröhlicher Wille zum Glücklichsein, wieviel Sehnsucht nach menschlich naiver Lebensbejaung, nach paradisischem Leben im Nichtsthun.

Wie ein Traum erschien ihm die Welt. Wie ein Traum sein Sein, sein seltsam Leben. Wie der Traum eines gequälten Gottes. Da wollte er Schlaf, traumlosen Schlaf. Selig sind die Schläfrigen, denn ihrer ist die Ruhe. Nirvana, das Jenseits vom Menschen, ist berückend, verlockend. Wenn nur der Maja-Schleier nicht wäre, wenn man das Leben in seiner traurigen Grässlichkeit oder trunkenen Schönheit, in der Lust des Sich-Selbst-Verlierens und -Findens erkennen würde; die Menschen sollten trachten dahinter zu kommen, aber sie sind zu müd zum Wollen, zu allem zu müd. Krank sind sie, willenssenil. Nicht einmal die eine Konzession wollen sie dem Leben einräumen, die Liebe. Sie können nicht mehr trunken gross lieben. Und Liebe ist ja doch des Lebens Seele! „Liebt schrankenlos! Dass ist das Wollen, dass ich den Menschen lehren möchte. Doch dazu sind sie zu krank; Absterbende."

So dachte der Surm über die weissen Menschen und ging desshalb zu den „Tiermenschen" im Tiergarten. Er wandelte zwischen den Hütten umher, nahm das eine oder andere chocoladenfarbene Kind in seine Arme, koste und lachte mit ihnen, — und war bald vertraut mit den „Wilden". — Er sah, sann und fühlte:

Wer analysiert wohl jenes feine Arom, dass unaufhörlich den grazilen Leibern der sich in raffiniert naiven Bewegungslinien rührenden Senegambier entweicht? — O, Majestät des Menschenleibes! Menschliche Herrlichkeit geoffenbart in deiner dunklen Pracht! — O, Senegambier! Besonders schön seid ihr wenn ihr tanzt, ihr seid auch so schön, aber nicht so schön als wie im Tanz; da verfliegt alles Gemachte und ihr zeigt euch."

Und er sah die Senegambierinnen tanzen. Sie tanzen eigentlich nur mit dem Oberleib; aber wie sie tanzen! Sie radieren die köstlichsten, schönheitsvollsten Linien in die Luft. Die simpelste Musik, ein — zwei Noten, und sie setzen sich allgemach in Bewegung. Weich, lüstern, scheinbar wirr, bewegen sie sich, einen Shawl schwingend, im begrenzten Raum. Bald sieht sichs an wie brandende Wellen, sie wenden sich jäh, werfen den Oberleib zurück, den Bauch gereckt, die Arme überm Kopf geschlungen; dann stürzen sie wieder vor und schütteln die Brüste und tanzen und tanzen in bizarren, aber immer weichen, fast rokkokoartigen Linien, bis das warme, dunkle Blut in ihren Wangen kreist, den Glanz der Augen erhöhend, und sich ein leiser Geruch von nackten Frauen ausbreitet. Diese Schönheit huscht uns umschmeichelnd heran, wie schlanke, linde Frauenfinger kost's die Sinne. Und trotz alledem, es ist nicht unmoralisch. Warum? Nun es ist so natürlich.

Das Ganze ist ein Sang in Linien, je nach der Künstlerin begehrlich flüsternd, lechzend oder klagend, todmüd, heimwehvoll, bald taumelselig, bald voll Genussüberdruss; jedenfalls reizend, — unsagbar. Sie schaffen eine neue, dem Kulturmenschen des XX. siècle neue Aesthesie des Tanzes; so ganz, so wohlthuend verschieden von der glatten, geschniegelten, geleckten des Ballets. Die Senegambier tanzen die Secession des Ballets.

Arthur Roessler.

Die Schwachheit des Weibes.

Von Emil F. Rüdebusch. Aus „The Old and the New Ideal — a solution of that part of the Social Question, which pertains to Love, Marriage and Sexual intercourse.“ Uebersetzung von Albert Koenig, Graulhet (Tarn) Südfrankreich.

Ein junges Weib, begeisterte Anhängerin der freie-Liebe-Theorie, die der Sache ein gut Stück ihrer Zeit und Thätigkeit widmete, traf einst mit einem Herrn zusammen, der, nachdem sie sich erst wenige Stunden kannten, ihr einen Heiratsantrag machte. Das ihr gemachte Kompliment bereitete ihr Vergnügen, aber sie schlug das Anerbieten „natürlich“ aus und erklärte süss lächelnd, dass sie keinerlei Eheneigung hege. Kurz darauf kam sie mit einem anderen Herrn zusammen, der, als er von ihrer Propaganda für die freie Liebe hörte, ihr vorschlug, den Abend als sein Gast zuzubringen bei Souper und Konzert, wobei er deutlich den Wunsch durchblicken liess, das Amusement mit geschlechtlichem Verkehr zu enden. Verletzt durch diese „furchtbare Beschimpfung“ erklärte sie sofort, dass sie „keine von denen sei“, dass „freie Liebe nicht freie Lüste bedeute“ und machte dem „verkommenen, gemeinen Wollüstling“ schwere Vorwürfe.

Als ich über diesen querköpfigen Standpunkt der Freilieber nachdachte, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dass dieser kleine Vorfall auf die Hauptursache der weiblichen Schwachheit klares Licht wirft.

Angenommen, 100 Durchschnittsmänner unserer heutigen Gesellschaft (die gar nicht radikal zu sein brauchen) würden nach einander von einem hübschen Mädchen zu geschlechtlichem Genuss eingeladen. Würde auch nur einer von ihnen das als eine Beschimpfung ansehen? Nein; die echten Moralisten würden sich abwenden und ihr ihre Immoralität vorwerfen, die andern würden aus dem günstigen Anerbieten Nutzen ziehen und hernach das „unreine“ Weib verachten, aber nicht ein einziger von ihnen dächte daran, es als eine Entehrung seiner selbst zu betrachten; ein Jeder würde mehr oder weniger herausfühlen, dass es ein schmeichelhaftes Kompliment ist. Man drehe nun den Fall um und nehme an, dass 100 Frauen (die meinetwegen alle radikal sein mögen) von einem hübschen jungen Manne die gleiche Frage gestellt bekämen. Eine jede von ihnen würde es für einen schrecklichen Schimpf halten, ja sie würde denken, dass die blosse Thatsache, dass man ihr sowas zumute, für sie etwas Erniedrigendes habe.

Was soll das heissen? Soviel, dass die Frau wie ein getreuer Bedienter denkt, von dem man verlangt, seinen Herrn zu verraten. Und der Mann? Obwohl er in Wirklichkeit recht niederer Sklave sein mag, so wird er es sich doch in einem solchen Augenblick nicht eingestehen; er fühlt sich als selbstherrisches Individuum, der thun kann, was ihm beliebt. Er wird sich also über den Antrag freuen, wenn er es auch für seine Pflicht hält, das Weib abzukanzeln, dass sie ihren jetzigen oder künftigen Besitzer bedipple — oder er wird sich überhaupt nicht dazu berufen glauben, anderer Leute Bediente zu hüten, nimmt an und schaut hernach die ungetreue Sklavin über die Achsel an.

Solange als Sie, meine verehrten Damen, fortfahren, Ihr eigenes Sklaventum zu proklamieren, werden Sie trotz aller bürgerlichen und wirtschaftlichen Macht, die sie erringen können, schwache „schutzbedürftige" Weiber bleiben.

Es giebt heute viele Oertlichkeiten und Gesellschaften, wohin zu gehen für ein „unbeschütztes" Weib „gefährlich" ist, während sie für den Mann vollkommen sicher sind. Verdanken wir dies unserer überlegenen Muskelstärke? Nein; die Zeiten sind vorbei, wo die Menschen für ihre Sicherheit sich hierauf verliessen. Verdanken wir es unserem grösseren Geschick oder unserer Erfahrung? Gewiss nicht. Fürchtet Ihr Schaden oder Belästigung durch Angriff auf Euren Körper, fürchtet Ihr, dort beraubt oder gemordet zu werden? Wo solche Gefahr da ist, dahin wagen viele Männer nicht, unbeschützt zu gehen.

Ihr fürchtet „Insulte"? Der nächstbeste Lausbub kann Euch beschimpfen! Jeder Schafkopf kann Euch durch sein blosses dummes Geschwätz etwas von jener „süssen, unberührten Reinheit" rauben, die Ihr für Euern künftigen Eigentümer aufzusparen wünscht; jeder lockere Vogel kann Eure Gefühle verletzen, indem er Euch zuflüstert, Euern gegenwärtigen Herren und Meistern ungetreu zu werden, während wir Männer (kraft eines zwischen uns bestehenden geheimen Bands) uns als stolze Herrschernaturen fühlen, die durch diejenigen nicht verunglimpft werden können, die ja (vielleicht unbewusst) sich als unsere Sklavinnen proklamieren!

Und so bemerken wir oft die wunderliche Thatsache, dass ein Prachtexemplar von Weib, stark und gesund an Körper und Geist, von einem vollkommenen Schwächling generis masculini beschützt wird, oder wohl von einer blossen Imitation von Mann, und dass dieser Schutz nicht blos ein imaginärer ist. Alle Männer sind äusserst feinfühlig bei der Achtung und Respektierung der Besitztitel auf ein Weib, sobald der wirkliche oder vermutliche Monopolanwärter zugegen ist.

Solche Vorgänge wie der im Anfang dieses Kapitels berichtete, würden sich ganz und gar anders abspielen, wenn das Weib sich zu dem aufgeschwungen hätte, was ich das „Neue Ideal" nenne. Der Mann, der nach einer Bekanntschaft von ein paar Stunden mit dem Vorschlag an sie

herantreten würde, sie zu seinem sexuellen Hausrat fürs Leben zu machen, könnte sich auf eine ziemlich deutsche und gesalzene Antwort gefasst machen, während No. 2, falls er einigermassen liebenswürdig ist, ziemlich sicher sein könnte, ein verbindliches Lächeln zu ernten. Sie könnte zu ihnen freilich sagen: Gehen Sie doch zu Ihrem Eigentümer (oder „gehen Sie und suchen Sie sich die Herrin, die Sie verdienen"), ich habe wenig Appetit auf die Liebe eines verräterischen Sklaven", oder sie kann wie der heutige Mann denken, dass sie keine Verpflichtungen habe, die Eigentumsrechte anderer zu hüten, und also geniessen, was ihr angenehm ist, und zurückweisen, was ihr unschmackhaft vorkommt. Ob sie nun geneigt ist, eines oder alle der Ansuchen zu verschmähen oder anzunehmen, in jedem Fall würde sie das Angebot als ein Kompliment betrachten, das ihr unmöglich schaden könnte, und sie wäre zu stolz dazu, jemals einen Schimpf darin finden zu wollen.

Befreit von simpelhaften Vorurteilen wird sie sich sicher fühlen, wo immer ein Mann sicher ist; sie wird weder Königin noch Sklavin sein, sondern ein stolzes, freies, nur vom eigenen Urteil abhängiges Individ, das weiss, dass es in Bezug auf Wert, Kraft und Chancen dem Mann „voll und ganz" ebenbürtig ist.

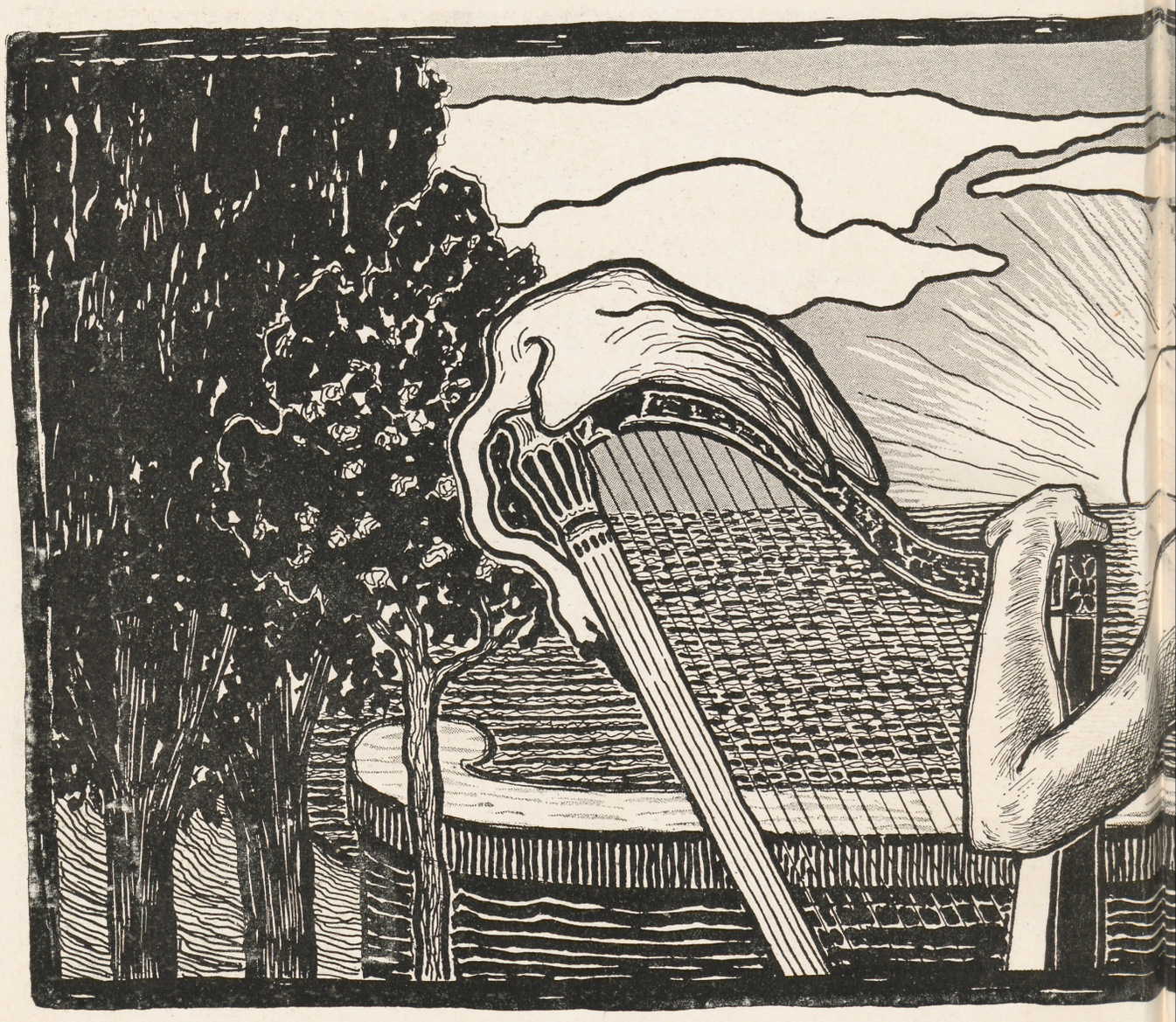
Friedrich Nietzsche.

Narrenmantel — Königskrone,
Riesengrosses Loch im Strumpf
Schmückten — Ethikern zum Hohne —
Seinen Alltagsmenschenrumpf.

Uebermenschen tragen Kleider
Von besondrem Schnitt und Chick. —
Nietzsche — Zarathustras Schneider —
Schuf für ihn sein Meisterstück.

Ferdinand Max Kurth.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.



Zeichnung von Richard Grimm.

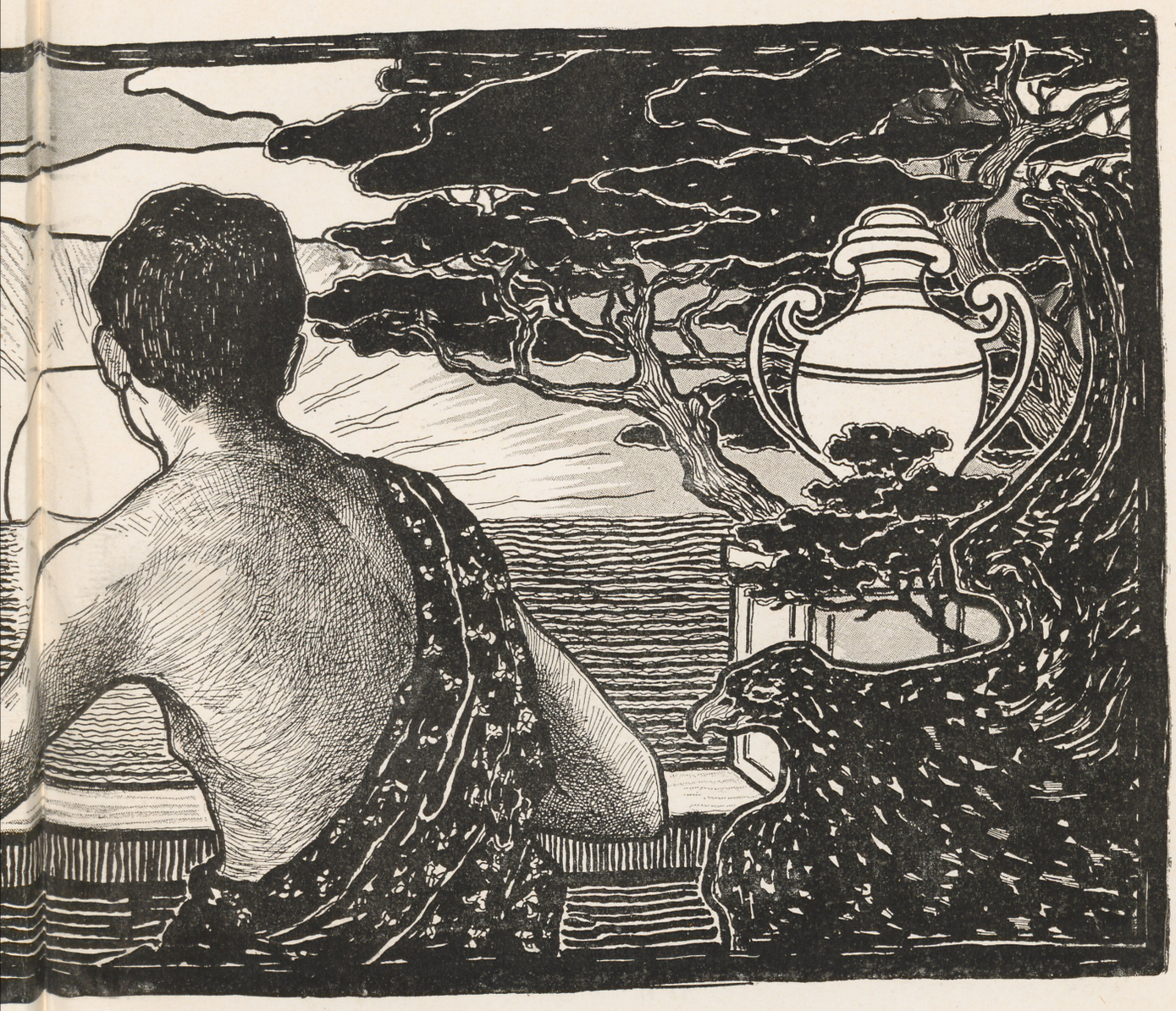
Mor

Ado

Sonne, Sterberin! — — —
Du heilige Sonne blutest
Und Deine Liebe strömt in Flammenpurpur
Hin über den leuchtenden,
Anbetung lispelnden See! —
Sonne! — Menschenmutter!

Küsse noch einmal dort in der Ferne
Meines Heissgeliebten klagenden Mund:
Auch er ist Dein Sohn! —
— — — Eh die Segel tauchen in Dampf,
Eh die Wasser stehen
Und der Wald den düstern Mantel nimmt!

O umarm ihn,



orituri.

von

Adolf Brand.

Schönetrunken lächelt mir immer noch
Dein Heiligenantlitz,
Menschenmutter!
Du, die mich ausströmte ins lebende All,
Dort in der Ferne
Zittert ein wundes Freundesherz! — —

Alerbarmerin! —

O, gieb ihm jetzt
In Deinem letzten Glutenkusse
Nieverzagende Kraft,
Ewige Jugend! —
— Eh die Nacht das schwarze Laken breitet
Und Orion Totenwache hält!

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Völkerrecht und Gewaltstaat.

Im Lichte des spanisch-amerikanischen Konflikts.

Zeitgemässer, als die mir durch die Ueberschrift gestellte Aufgabe kann fast nichts sein. Die Teilnahme, die durch die wochenlangen Kriegsberichte in allen Zeitungslesern für unser Thema gründlich vorbereitet worden ist, wollen wir gewissenhaft ausnützen im Dienste ehrlicher Kulturentwickelung. Dazu würde eine noch so getreue Wiederholung aller Vorgänge und aller darüber ergangenen Erklärungen der spanischen und amerikanischen Regierung nichts beitragen. Zum wirklichen Verstehen des ewig wechselnden Kriegsbildes und der scheinbar oft widerspruchsvollen Berichte über die Verhandlungen der kriegführenden Staaten befähigt nur eine klare Einsicht in die Begriffe, die durch die beiden Worte unserer Ueberschrift bezeichnet werden. Wir dienen also dem Verständnis der unmittelbarsten Gegenwart, wenn wir uns und alle Leser des Eigenen zur Beantwortung der Fragen zwingen: Was ist Völkerrecht? Was sind alle heutigen Staaten? Die ehrlichen Antworten auf diese beiden Fragen werden zugleich die Beziehung zwischen Völkerrecht und Gewaltstaat so klarstellen, dass kein Leser mehr für nötig halten wird, danach noch besonders zu fragen. Aengstliche Naturen, die sich vor der Gewalt der Wahrheit fürchten, muss ich bitten, nicht weiter zu lesen; denn es könnte leicht kommen, dass sie liebgewordenen juristischen Aberglauben aufgeben müssten. Dazu fehlt aber den heutigen Deutschen die sittliche Kraft, wie Bismarck sehr treffend sagte in der Behauptung, dass die Deutschen nur Gott fürchten, sonst Nichts. Gott aber ist nach der genialsten Erklärung die Wahrheit. Und die Wahrheit fürchten die Deutschen. Deshalb die Warnung vor dem Weiterlesen.

Wer den Mut hat, mir zu folgen, den bitte ich, meine Prämissen als Irrtümer nachzuweisen oder meine Konsequenzen als fehlerhaft zu bezeichnen; kann er beides nicht, dann verlangt die Vernunft Anerkennung meiner Schlussurteile, auch wenn diese modernen Aberglauben in juristisch-politischem Gewande als oberflächliche Modethorheit blosstellen.

Also: Was ist Völkerrecht? Den Silben nach das Recht, welches die Beziehungen der Völker zu einander regelt. Das klingt so harmlos und so selbstverständlich, dass sich Tausende dabei beruhigen, ohne auch nur zu fragen, wie Völker überhaupt Beziehungen zu einander haben können. Volk ist die Bezeichnung für die Gesamtheit eines gewöhnlich räumlich abgegrenzten Teiles der Menschheit. Diese Menschheitsteile haben im bisherigen Verlauf der menschlichen Kultur noch nirgends und niemals eine Organisation gefunden, die sie befähigte, Beziehungen zu einander zu pflegen. Was man Gesellschaft nennt, ist nur ein Teil des Volkes, und wieder nur ein Teil der Gesellschaft ist der Staat. Letzterer allein ist ein Organismus mit den Organen zur Pflege von Beziehungen zu Seinesgleichen.

Folglich kann es nur Beziehungen zwischen Staaten geben, aber schon nicht zwischen Gesellschaften im politischen Sinne dieses Wortes und noch viel weniger zwischen Völkern. Was man nachlässig so nennt, sind stets nur Beziehungen der Staaten zu einander.

Aber könnten sich denn nicht „unbewusst" Beziehungen entwickeln, so dass es dazu gar keiner Organe bedurfte? Dieser Einwand hat viel Blendendes und entspricht in Deutschland ganz dem Geschmack der naturrechtlichen Juristenschule. Aber er ist oberflächlich. Man denke doch z. B. an die Tausende des spanischen Volkes, die nie Amerika oder einen Amerikaner gesehen haben. Es ist doch lächerlich gewaltsam, bei diesen Tausenden von einer Beziehung zu dem amerikanischen Volke zu sprechen. Dass die Handelsbeziehungen auf dem Umwege vielfacher Reflexwirkungen jedes Glied jedes Volkes einmal irgendwie berühren können, ist eine ganz triviale Wahrheit, die ernste Denker noch nicht berechtigt, von Völkerbeziehungen ein besonderes Aufheben zu machen, weil der Handel die Trennung der Menschheit in Völker nicht berücksichtigt, deshalb auch gar keine Völker, sondern nur kaufkräftige Menschen bei seinen Unternehmungen in Ansatz bringt. Kann es aber, auch im weitesten Sinne des Wortes, noch keine Beziehungen zwischen Völkern geben, dann ist natürlich eine Ordnung solcher Beziehungen, also Völkerrecht, noch unmöglich.

Diese Wahrheit wollen wir festhalten und ihr ausser dem bisherigen Beweise noch eine Stütze geben aus den Anlagen des menschlichen Geistes. Stellen wir uns zu diesem Zweck auf den falschen, aber amtlichen Standpunkt aller Hurrahpatrioten und nehmen wir an, es gäbe Beziehungen, die alle Glieder zweier Völker gleichartig, wenn auch verschiedengradig, berührten, so können doch diese Beziehungen nie Recht genannt werden; denn ein wesentliches Merkmal jeder Art Recht ist die Gerechtigkeit. Die bisherige Entwickelung der Menschheit kennt Gerechtigkeit nur als Gefühlssache. Das Gefühl ist aber bei fast allen Menschen beherrscht und geleitet von Interessen. Es kämpfen in jedem Menschen verschiedene Gefühle um die Herrschaft und nur, wo ein Gefühl blos schwach ergänzt wird, ist es noch fähig, die Interessen Anderer zu berücksichtigen und mit den seinigen in Harmonie zu versetzen. Diese Harmonie aber ist vom Standpunkt des Gefühlslebens das, was als Gleichgewicht zwischen dem Nutzen einer Person für die Menschheit und ihrem Anteil an Ansehen, Macht und Reichtum erscheint und das Wesen der Gerechtigkeit ausmacht. Die Kultur-

entwickelung der Menschheit hat durch den „Patriotismus“ nach dieser Seite hin eine so schiefe Richtung eingeschlagen, dass kein Volk, auch wenn irgendwo eins organisiert wäre, seine Gefühle bei einer Interessenkollision mit einem anderen Volke so in der Gewalt hätte, dass es noch abwägen könnte, wie viel wohl dem kollidierenden Volke von dem Streitobjekt zukäme. Diese psychologische Thatsache beweisen nicht blos die erbfeindlichen Deutschen und Franzosen, sondern auch die Amerikaner und Spanier.

Ob diese Ueberspannung des Patriotismus ein Beweis von Kraft oder ein Anzeichen von Schwäche ist, brauchen wir nicht zu ermitteln. Für uns genügt das Dasein dieser Ueberspannung als ein seelischer Grund für die Unmöglichkeit für Entstehung von Völkerrecht bei dem heutigen Stande menschlicher Kultur.

Nach Gewinnung dieser Einsicht wenden wir uns zur Beantwortung unserer zweiten Frage: „Was sind alle heutigen Staaten?“

Die amtlich gepflegte Wissenschaft enthält in der Jurisprudenz einen Abschnitt, der sich Staatsrecht nennt. Die künftigen Diener des Staates hören auf den Universitäten lange Vorlesungen über Staatsrecht, aber was der Staat eigentlich sei, darüber schlüpfen Vorträge und dickleibige Lehrbücher stillschweigend hinweg. Man weiss als Anfänger dann nicht recht, ob man selbst sich schämen soll, dass man eine ausführliche Begriffsbestimmung von Staat für nötig hält, oder ob die Professoren sich schämen sollen, dass sie ihren Ausführungen Worte und Begriffe zu Grunde legen, über deren Inhalt sie keine Auskunft geben.

Betrachtet man später aufmerksam das Leben, dann schwindet jener Zweifel und man entdeckt, dass man auf der Universität amtlich belogen worden ist. Und doch hat das der heutige Staat gar nicht nötig, dass ihm die Lüge zur Hilfe kommt.

Der Staat war einmal eine unentbehrliche Form für die Entwickelung der Menschheit und ist es heut noch in besonders schwierigen Lagen. Das hat seinen rein menschlichen Grund in dem Mangel an Verstand und Willenskraft bei der grossen Masse des Volkes. Kamen nun schwierige Zeiten, so stieg der Wert entschlossener Persönlichkeiten ins Unermessliche und das mit Recht, da ja ohne solche Persönlichkeiten das ganze Volk zu Grunde gegangen wäre. Je nach dem Stande dieser Persönlichkeiten wurden die Staaten Ackerbaustaaten oder Handelsstaaten. Die allein schöpferischen Persönlichkeiten bildeten ganz selbstverständlich den Beruf besonders emsig aus, bei dem ihre Sympatieen waren. Je nach der Art der Schwierigkeit, in die ein Volk geraten war, kamen Soldaten oder geschickte Kaufleute in den Besitz der grössten Macht und des höchsten Ansehens in diesem Volke, organisierten sich zur Erhaltung dieser bevorzugten Position und konnten sie in Folge der Organisation gegenüber dem unorganisierten grossen Haufen des Volkes auch dann noch behaupten, als sie nicht mehr berechtigt war. Diese Kulturnotwendigkeiten erklären das Dasein von Handelsrepubliken ohne Militarismus gerade so gut, wie das von absoluten Ackerbaumonarchien, in denen der Monarch sich fortgesetzt wie ein feudaler Grossgrundbesitzer geberdet, wenn auch dieses Verhalten schon lange nicht mehr zeitgemäss ist.

Hätten nur alle Monarchen den Mut gehabt, zu sagen, dass sie die einmal zu Recht erlangte Macht freiwillig nicht wieder aufgeben würden, obgleich sich die Verhältnisse völlig geändert, unter denen ihre bevorzugte Stellung ein Recht gewesen war, so würden sie gar nichts Schlimmeres gethan haben, als Tausende oft gutartiger, ja gewissenhafter Eltern gegenüber ihren heranwachsenden Kindern.

Den Mut aber, dieses menschlich ganz erklärliche Verhalten offen und ehrlich zuzugeben, hatten die Monarchen nirgends, sondern liessen sich von der plebejischen Zeitströmung fortreissen, wagten nicht mehr, ihren Vorrang und ihren Willen zur Macht zu rechtfertigen, sondern erniedrigten sich vor eigengearteten wahren Persönlichkeiten zu fahlen Repräsentanten des Gemeinwohls. Eine solche Erniedrigung wurde sogar für eine Erhöhung gehalten. Dieser Kulturverirrung folgte wie ein Schatten die Lüge, dass die ursprüngliche Organisation, die gar keine Organisation des ganzen Volkes sein sollte oder konnte, ja vernünftigerweise auch gar nicht sein wollte, jetzt doch die Organisation des ganzen Volkes sei.

Mit dieser Lüge war die Entwickelung der Völker zu brauchbaren Organisationen unmöglich gemacht, da die grosse Masse jedes Volkes nur das Fussgestell für die, durch jene einst notwendige Organisation vertretenen, herrschenden Schichten blieb und gewaltsam, entgegen den Kulturgesetzen, darin erhalten wird.

Ein wirklicher Monarch hatte den Mut zu sagen: „l'état c'est moi". Das war königlich gedacht und ehrlich gesprochen.

Gäbe es öfter derartige Monarchen, dann würde wohl nie ein ernster Widerspruch gegen Monarchien laut; denn solch ein überlegener Charakter ist Herrscher aus eigenem Recht und stets als solcher anerkannt worden. Derartige Persönlichkeiten sind aber in den Jahrhunderten selten und ohne sie wird jede Monarchie ein Scheinorganismus, ob sie nun die Geschmacklosigkeiten einer Republik oder die einer absoluten Monarchie um den wahrhaft herrschenden, den Monarchen, herum aufführt.

In Spanien verwickelt sich die Lage noch dadurch, dass die offizielle Spitze des Staates dem salischen Erbrecht zuwider die Macht ausübt. Was man so Volk nennt, ist deshalb geteilt. In Amerika sollen die Interessen mächtiger Handelskreise bestimmend für Krieg oder Frieden sein. Endlich die Kubaner, um die es sich angeblich handelt, wollen von beiden nichts wissen.

Wo kann sich bei solch' ungesunden Entwicklungen der Staaten und Unehrlichkeit aller Verhältnisse auch nur ein Staatenrecht ausbilden? Geschweige denn ein Völkerrecht? Das ist einfach unmöglich und unsere Generation muss den Mut gewinnen, diese Unmöglichkeit einzusehen und einzugestehen, dann wird sie wissen, dass sich in allen Staatsformen Sonderinteressen auf Kosten der Gesamtheit durchzusetzen suchen und das nicht offen und ehrlich, sondern unter dem feigen Vorgeben, dass nur das Interesse des ganzen Volkes bestimmend sei. Neben den Sonderinteressen einzelner Volksschichten machen sich auch noch Eitelkeiten politischer Streber geltend, sodass jeder verständige Mensch sich mit Abscheu abwenden sollte von dem, was Völkerrecht und auswärtige Politik genannt wird.

Mit den hier gewonnenen Wahrheiten ist es leicht, die Vorgänge zwischen Amerika und Spanien als etwas zu erkennen, was die gr sse Masse der Bevölkerung beider Länder gar nichts angeht. Es ist g anz einfach wie in allen Kriegen das Bewusstein der Macht, was thatsächlich zum Kriege treibt. Alle Gründe, die amtlich vorgeschoben werden, sind nur eine Beschönigung des nackten Willens zur Macht, der sich naturnotwendig als Folge des Bewusstseins zur Macht einstellt und gar nicht nötig hat, sich durch Lügen zu entstellen und unkenntlich zu machen.

Amerika fühlte sich stark, sah seine Handelsinteressen durch die spanische Wirtschaft auf Kuba gefährdet. Spanien ist schon lange durch eine schneidige Polizeiwirtschaft im innersten Mark schwindsüchtig und dadurch schwach.

Das erklärt alles zur Genüge. Alle offiziellen Erklärungen sind demgegenüber nur Dekoration.

Hermann Hoerenz.

Die schäumende Schnecke

Eine Tovoteleierei.

Feuchte Nacht!
Durcheinandergegossene Menschen!
Der Glühwurm, ein atmendes Brautjuwel,
Sucht nach dem Liebchen
Und umwebt und umschwebt
Die diversen Pärchen.

Nachtmützen Ihr!
Freier Waldsünde Schänder!
Fort mit Eurer konfektionösen Brunst!
Sprossen des Drehbocks und der Elle,
Söhne Tovotes,
Tovotelt zu Hause!

Peter Hille.

Politische Bierpauke.

Dies war die Geschichte von der preussischen Fahne
Niedergeholt in reussischem Wahne,
Das letzte Mal that ich von dieser Geschichte berichten,
Heut aber bericht ich davon mit nichten.

Zwar ich könnte wohl noch einiges sagen,
Bösgiftige Zungen widerlagen,
Doch lasse ich lieber den alten Käs
Heute und bringe was anderäs.

Noch einen Schluck und es wird beginnen
Dieses Kapitel und ich werde nicht singen
Den Zorn des Pelüden Achilleus,
Nein! begab sich doch etwas Nagelneus.

Zwar es handelt sich auch um Mut und Zoren,
Aber noch räs! noch nicht vergoren!
Und das Blut, das allem nach bald flitzt,
Rinnt noch innerhalb biederer Preussen anitzt.

Ob es aber noch lange wird rinnen kinnen?
Ja man bedauert! die Zukunft steht über den Sinnen!
Item, ob das deutsche Kaiserstaatsschiff
Nicht rum-plum-plum macht auf einem Riff.

Nämlich (Noch einen Schluck und ich will anhippen,
Hinüberzuwippen über die Klippen,
Die dem Dichter immer der Anfang bereitet
Ob dies auch mancher Gorgelant bestreitet).

Prosit! (Schon bin ich begeistert ganz,
Honni soit qui mal y pengse!)
Meine Aufgabe ist sozusagen verzwickt —
Es handelt sich nämlich um einen Konflikt.

Um einen Konflikt mit düsterm Horizonte —
Denn die Ehre ist eine zweischneidige Konte!
Drum ist auch die Rache so angenehm.
Ich weiss nicht, ob Sie mir schon verstehn?

Kurz es soll sich letzterweilen begeben haben,
Dass der Kuhfuss in der Faust eines Schilderknaben
Nicht ruckzuck macht vor einer Gerolsteinerin,
Ja sagen Sie nur, wo soll da nur einer hin?

O du, du böse Zeit! Wie hat sich's gewendet,
Dass vor Hoheiten sogar der Respekt verschwendet!
Man reiche mir doch zwei Stärkliköre:
Die Verbrecher waren Soldatenmilitöre!!!

Natürlich wieder einmal Preussen!
Wie kämen hiezu Schwarzburger, Reussen!
O Preussenvolk, dein Charakter ist brüsk!
Dich Galanterie zu lehren wäre müss'g.

Zum Himmel schreit die blutge Injurie
Es erhische, dass sofort zur Remedur je =
de der Grossmächte sich mobilisiere
Und die Gerolsteiner Flotte Kiel bombardiere.

O Preussen! bedenk! Deine Zukunft ist düster;
Die dicken Feldschlangen, die grimmigen Biester,
Sie speien den Tod aus! Mein Tutehornton
Stimmt einen ängstlichen Warnungsruf on.

Haben doch schon Serenissimi Gnaden
All seinen tiefdurchleuchtigen Herren Vettern die Sache verraten,
Ein Niagarrasumsen in meinem linken Ohr
Brummt: Preussen! Euch steht jetzt was bevor!

Denn auf das Fürbringen des Herzogses
Geschah allgemeines Schütteln des Kogses,
Der König Wenzel machte zuerst: hemhem!
Darauf die andern alle, secundum ordinem!

Wo bleibt mal auch Bertha, die Suttnern nur?
Man telegraphier ihr! Man such ihre Spur
(Schiedsrichter soll sein der Mi—ka—do)
Nun ist sie zum Unglück wieder nicht do.

O, dass doch ja kein Blut wird verspritzt!
Man weiss doch, wie mich dieses entsitzt.
Nein, mache es doch lieber in Bier
Oder Wein (Wein nach Bier das rat ich dir!)

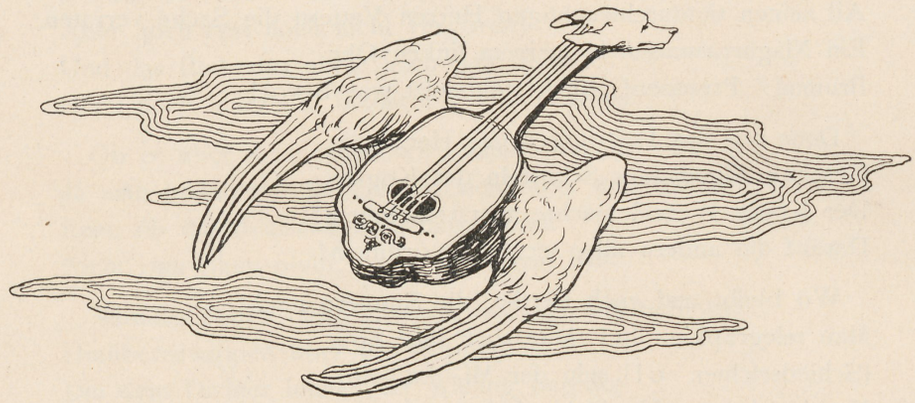
Wär nicht ein päpstliches Schiedsgericht gut?
(Dreifachen Bierjungen man Papst heissen thut)
Scharf mit einem Bischof (ohne Rund) eine Bowle ausgefochten —
Wie? Was? So frug ich mich, so hab ich mich gefrochten.

Dann könnten Miquel und Serenissimus je 1000 Thalär
Als Schiedsgebühr lieber einmal her =
geben für meine Müh, z. H. des B. C. Tübingen,
Zu verwenden zu grundgeleerten Ubingen.

Noch einen Schluck und bin zu End gekommen.
Meinen Abtritt hab ich aber noch nicht genommen:
Ich werde ihn aber heute nehmen schon —
Wo? sagt die hochgeehrte Redakzion.

Also ich, der Dichter von diesem Liede
Rüfe: Friede! Friede! Fiducit! Prosite!
In nächster Strof fahr ich fort. Werden sehen, obs
Einschlägt. Kand. theol. Hieronymus Jobs.

Albert König.



Zur Friedensaktion des Kaisers von Russland.

Von verschiedenen Seiten ist anlässlich des Abrüstungsvorschlages des Kaisers von Russland die Frage an mich gerichtet worden, wie ich mir als Vertreter des Prinzips einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz die Ausführung des Planes vorstelle, zu dessen Verwirklichung der Zar soeben den Zusammentritt einer Konferenz vorgeschlagen hat. Dass man die Ausführbarkeit des besagten Planes überhaupt bezweifeln oder auch nur für schwierig halten kann, das bekundet so recht, wie tief unsere zivilisiert sein wollende Gesellschaft noch in Barbarei steckt. In Wirklichkeit müsste man sich eher darüber wundern, dass die Staatsregierungen, die ihren Staatsangehörigen die eigenmächtige Selbsthilfe bei Strafe untersagen, sich selbst von solcher im Falle von Konflikten mit anderen Staaten nicht lossagen wollen, — das im Privatleben Recht vor Gewalt, im Staatenleben aber Gewalt vor Recht gehen soll.

In Wirklichkeit gehört zur Beseitigung des Krieges bezw. des Völkerfaustrechtes aus den Blättern der Geschichte nichts als der gute Wille der Regierungen. Ist dieser bei allen Staatsregierungen und Staatsoberhäuptern vorhanden, wie bei dem Kaiser von Russland, so kann in einer einzigen Konferenz-Sitzung der ewige Friede begründet werden. Die Teilnehmer an der betr. Konferenz haben sich nur zu verpflichten, bei etwaigen internationalen Streitigkeiten unter allen Umständen und für alle Zeiten auf eigenmächtige Selbthilfe zu verzichten und sich den Urteilen eines zu errichtenden ordentlichen internationalen Friedensgerichts unbedingt zu unterwerfen. Mit dem Augenblicke, in dem die Bevollmächtigten der „zivilisierten“ Staaten ein derartiges Uebereinkommen unterzeichnet haben, werden die militärischen Machtfragen für immer abgethan sein. Es wird alsdann auch im Staatenverkehr nur noch Rechtsfragen geben, die auf dem ordentliehen Rechtswege ihre Lösung finden müssen.

Erst nach einer solchen Wandlung der Dinge wird man von der Existenz eines wirklichen Völkerrechts sprechen können. Die Grundzüge eines solchen habe ich bereits im Jahre 1874 entworfen und veröffentlicht. Dieselben sind auch meiner Schrift „Der wahre Weg zum bleibenden Frieden“ einverleibt. Einige Bestimmungen, die darin enthalten sind, mögen hier ihre Stelle finden. In dem Kapitel „Verletzungen des Völkerrechts“ heisst es:

„Die Verletzungen des Völkerrechts sind teils possessorischer, teils organischer und ethischer Art. Die Verletzungen

possessorischer Art bestehen in Vergewaltigungen gegenüber dem Gebiet und Eigentum einer Nation; die Verletzungen organischer und ethischer Art bestehen in Vergewaltigungen gegenüber den Angehörigen oder gegenüber den staatlichen Organen einer Nation, oder in groben Verstössen gegen Menschenwürde und Kultur überhaupt, wie Begünstigung oder Duldung der Sklaverei oder offenbare Tyrannei gegen einzelne Religionsgenossenschaften etc. Die in der Bestrafung bestehende Wiederherstellung des verletzten Völkerrechts ist eine Kulturnotwendigkeit, weil ohne dieselben die Menschheit sozialer Anarchie und Demoralisation verfallen würde. Die völkerrechtlichen Strafen sind: a) Vom internationalen Friedensgericht aufzuerlegende Geldstrafen, und zur Sicherung derselben eventuell Sequestration von Grund und Boden oder Pfändung von beweglichem Eigentum. b) Sistierung aller vertragsmässigen Leistungen seitens aller Verbandsstaaten gegenüber dem verurteilten Staat. c) Internationale Militär-Exekution, wo es sich um Unterdrückung gemeingefährlicher Zustände, oder um Sicherung des Vollzugs der Urteile des Konvents der Staatsoberhäupter und der Rechtssprüche des ordentlichen internationalen Friedensgerichts handelt. Das friedensrichterliche Verfahren ist selbstverständlich Prozessverfahren und nach den Hauptgrundsätzen aller Prozessordnungen zu regulieren. Eine geschichtliche, wenn auch zu modifizierende Unterlage dazu bietet die Austrägalordnung des ehemaligen deutschen Bundes vom 16. Juli 1817."

Stehende Heere werden auch nach der Fesstellung eines wirklichen Völkerrechts noch nötig sein, teils um den Urteilen des internationalen Friedensgerichts nötigenfalls Nachdruck zu verleihen, teils um die öffentliche Ordnung zu sichern. Aber diese stehenden Heere werden mit den jetzigen Kriegsheeren hinsichtlich ihres Umfanges und ihres Aufwandes gar nicht zu vergleichen sein.

Für den Erfolg der vom Kaiser von Russland einberufenen Friedenskonferenz, um auf diese zurückzukommen, ist nach dem oben Gesagten nichts weiter nötig, als der gute Wille der dazu Eingeladenen. An diesem aber ist kaum zu zweifeln, um so weniger, als dieselben an sich schon genötigt sind, hinter dem ruhmreichen Beispiel, mit dem der Herrscher Russlands voranging, nicht allzuweit zurückzubleiben. Am wenigsten werden die Franzosen, die früher „an der Spitze der Zivilisation" marschierten, sich gestatten dürfen, dem Zaren, ihrem „Verbündeten", bezüglich seines Kulturwerkes ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Dass es sich bei diesem Werke nicht um die Vergangenheit, sondern ausschliesslich um die Zukunft handelt, kann als selbstverständlich betrachtet werden.

Dr. Eduard Loewenthal.

Lord Byron *

Uebersetzung von Albert König.

Then say, was I or nature in the wrong,
If, yet a boy, one inclination, strong
In wayward fancies, domineered my soul,
And bade complete defiance to control? . . . . .
Among the yeomens' sons on my estate
A gentle boy would at my mansion wait.
And now, that time has almost blanched my hair,
Full well I know, though decency forbad
The same caresses to a rustic lad:
Love, love it was, that made my eyes delight
To have his person ever in my sight. . . . .
Of humble birth was he, patrician I,
And yet this youth was my idolatry.

Oh! how I loved to press his cheek to mine;
How fondly would my arms his waist entwine!
't was like a philter poured into my veins.

Nun sag! War ich der Sünder? Wars Natur?
Als meine Seele eine Neigung nur,
Voll scheuer Träume, trieb — ich war ein Kind —
Und jede Warnung trotzig schlug in Wind. . . . .
Auf einem Gute eines Meiers Bub,

Ein herzger Knab, bedient mich auf der Stub.
Und heut, wo Haar und Bart vom Alter bleich,
Heut seh ichs klar: Wehrt auch des Anstands Schluss
Ein solch Liebhaben einem Rusticus,
Lieb, Liebe war es, was mein Aug entzückt,
Ihn anzuschauen zwinget unverrückt.

Er war Plebejer, ich ein Edeling;
Und doch! mein Abgott war der Jüngeling!
O! wie michs langte, dass ich Wang an Wang
Und Arm in Arm mein Götzenbild umpfang!
In meinen Adern tosts wie junger Most.

---

* Das Gedicht stammt aus dem Nachlasse des Dichters. Ulrichs brachte es in der Einleitung seines „Memmon", der jetzt bei Max Spohr in Leipzig neu erschienen ist. Ich verweise auf die Bibliographie!
D. H.

. . . . What lights this fire?
Maids and not boys are wont to move desire;
Else't were illicit love? Oh, sad mishap!
But what prompts nature then to set the trap?
Why night and day does his sweet image float
Before my eyes? or wherefore do I doat
On that dear face with ardour so intense?
Why truckles reason to concupiscence?
Thoug law cries „hold“: yet passion onward draws.
But nature gave us passions, man gave laws!
Whence spring these inclinations, rank and strong
And harming no one? Wherefore call them wrong?
How many captains, famed for deeds of arms,
Have found their solace in a minion's arms.
Say, why, when great Epaminondas died,
Was Cephidorus buried by his side?
Or why should Plutarch with eulogiums cite
That chieftain's love for his young catamite:
And we be forced his doctrine to decry
Or drink the bitter cup of infamy!

. . . . Was will die Glut?
Sonst wallt für Dirnen doch ein junges Blut!
Wär dies verbotne Lieb? O Schicksalsschlag!
Doch warum stellt Natur die Falle, sag!
Warum schwebt Tag und Nacht sein süss Gesicht
Vor Augen mir? Und weshalb lass ich nicht
Von seinem Bilde, ach! voll kranker Sucht!
Was weicht doch mein Verstand des Triebes Wucht?
Gesetz schreit: Halt! Doch Leidenschafft reisst fort,
Sie schafft Natur, Gesetz ist Menschenwort.
Woher dies Sehnen, übermächtig, stark
. . . . Das niemand härmt . . . Wer schild es arg?
So mancher Feldherr, schlachtendampfberust
Er fand sein Glück an eines Lieblings Brust.
Sag! Wie Epaminondas tot dalag,

Was teilt da Cephidor den Sarkofag?
Was zwingt Plutarch zu einer Lobesred
Auf seine Lieb zu seiner Seel Magnet?
Und wir? Wer da nicht schmäht des Griechen Sinn,
Dem reicht der Schande Leidenskelch man hin.

Sonnenuntergang

— An Olga Maria —

Ein Akt von Hans Bethge.

Personen:

Die Mutter.
Cläre.
Joachim, ihr Bräutigam, Lieutenant.

Ein geräumiges Zimmer mit altem, gediegenen Mobiliar. Auf der linken Seite ein Kamin, darauf eine grosse, bronzene Stutzuhr, bronzene Leuchter und eine Vase mit Feldblumen. Hinten ein breites Fenster in den Park hinaus, durch den die Abendsonne scheint. Links vom Fenster ein Lehnstuhl. Im Mittelgrunde links vor dem Kamin, ein Tischarrangement. Vorn rechts ein Divan mit einem Kissen und wollenen Decken. Thüren in der rechten und linken Seite.

Cläre sitzt in einem Lehnstuhl am Tisch, dem Kamin den Rücken kehrend, ein Buch in der Hand. Sie hat volles, hellblondes Haar und blaue Augen. Sie sieht bleich aus und hustet hin und wieder. Ihre Stimme ist schwach. Sie geht hell und einfach gekleidet. Die Mutter sitzt bei ihr, mit einer Häkelarbeit beschäftigt:

Cläre

Ich glaube, Mutter, er kommt nun doch nicht mehr.

Mutter

Er wird kommen, mein Kind. Er hat es Dir doch versprochen.

Cläre

Aber er bleibt so lange.

Mutter

Der Dienst wird ihn in Anspruch nehmen. Er lässt Dich nicht grundlos warten.

Cläre

Ich habe mich schon seit gestern darauf gefreut, und nun wird es doch nichts mehr. Er weiss doch, wie bang mir nach ihm ist.

Mutter

Du bist ungeduldig, Kind. Du musst das Warten noch erlernen. Sieh, je länger die Trennung, desto reicher ist das Wiedersehen.

Cläre

Aber nicht gar so lange — das ertrag' ich nicht. Ich fühle mich schon den ganzen Tag so leidend, Muttchen. (Sie hustet.)

Mutter

(hat sich erhoben, Cläre liebkosend.)

Hast Du noch Schmerzen?

Cläre

(nickt).

Mutter

Die böse Brust .... Wenn das nicht wäre ... Aber wart' nur, — es wird Alles wieder. Du musst nur immer recht ruhig sein, hörst Du? Recht ruhig, das thut Dir wohl.

Cläre

Ach, Muttchen, ich bin ja doch immer ruhig. Aber bei mir ist Alles vergebens.

Mutter

Cläre! Du sollst nicht so sprechen. Mein Kind wird gesund und fröhlich werden.

Cläre

Ich fühl' es ja, Muttchen, dass es immer schlechter wird; beinah mit jedem Tage. Wie soll man da noch hoffen? Ich habe heut wieder die heftigen Stiche im Rücken. Das sind die schlimmsten. Die haben die meiste Gewalt. Die auf der Brust tun nicht so weh. Aber im Rücken . . .

Mutter

Das geht vorüber, mein gutes Kind. Glaube mir, die Stiche werden sich verlieren. Sieh doch, wie ich voll Hoffnung bin? Könnte ich soviel Hoffnung haben, wenn ich wüsste, dass ich mein Kind verlieren . . . nein, nein . . . wir wollen gar nicht daran denken. Es ist ja Thorheit. Der Arzt ist ja auch der schönsten Zuversicht.

Cläre

Ach, der Arzt.

Mutter

Giebst Du etwa nichts auf den Arzt? Weisst Du nicht mehr, wie prächtig er mich geheilt hat, als ich voriges Jahr zum Tode niederlag? Er ist ein guter Arzt. Er wird Dir auch helfen.

Cläre

Hat er Dir das gesagt?

Mutter

Das hat er mir gesagt.

Cläre

(sieht die Mutter gross und schmerzlich an.)

Muttchen . . . ich habe Dir bisher immer Alles geglaubt . . . sei mir nicht böse, mein liebes Muttchen . . . aber das kann ich Dir nicht glauben . . .

Mutter

(legt, in Thränen ausbrechend, das Haupt in Clärens Schoss. — Pause. — Dann, während die Mutter ruhiger geworden, ihr Haupt aber immer noch im Schosse der Tochter hat:)

Cläre

Bist Du mir böse, Mutter?

Mutter

(das Haupt erhebend.)

Behüte, mein Kind . . . Aber Du solltest mich nicht so traurig machen . . . Es ist ja auch ganz ohne Grund.

Cläre

Traurig? Was macht Dich denn traurig, mein Muttchen? Dass ich sterben muss? O mein Gott, wenn es weiter nichts ist . . . Das Sterben ist gut . . . Es ist das Beste, was uns widerfahren kann, wenn wir Schmerzen haben . . . Dann haben die Schmerzen ein Ende . . . Dann kommt der Frieden . . .

Mutter

Aber vorher . . . der Tod ist so bitter . . .

Cläre

(mit Lächeln den Kopf schüttelnd.)

Das glaub' ich nicht . . . Nein, ich glaub's nicht . . . Und wenn er da ist, — sieh: dann bin ich ja schon nicht mehr. — (Pause.) — Muttchen, wie spät ist es jetzt?

Mutter

Es geht auf sieben.

Cläre

Und Joachim ist noch nicht da.

Mutter

Er wird nun nicht mehr lange bleiben.

Cläre

Er sollte mich nicht so quälen, der Böse. Wenn er nur noch bei Tage kommt. — Mutter, ist die Sonne noch da?

Mutter

Gewiss, mein Kind. Der Himmel ist blau und ohne Wolken. Aber die Sonne steht schon tief. Soll ich Dich ans Fenster führen?

Cläre

Nein, lass. Joachim soll mich ans Fenster führen, wenn er kommt. Sonst will ich die Sonne nicht sehen. Sie steht schon tief, sagst Du? Wird sie sehr bald untergehen?

Mutter

Sie steht schon hinter den Bäumen, aber sie scheint klar hindurch. Sie hat noch eine ganze Weile bis zum Untergang.

Cläre

Oh sie soll nicht untergehen! Sie soll nicht ohne mich untergehen. Sie soll noch bei uns bleiben, Mutter. Joachim soll sie auch sehen. Oh wenn sie doch noch recht, recht lange bleiben wollte. (Sie hustet.)

Mutter

Sie hat noch lange, ehe der Abend kommt.

Cläre

Der Abend ist traurig und die Nacht. Sie sind finster und tot und thun mir wehe. Ich möchte Licht und Leben um mich haben, ich Arme.

Mutter

Das soll Dir werden in Deinem hellen Herzen.

Cläre

(auffahrend und nach dem Fenster hin lauschend.)

Ich höre etwas, Mutter . . . Gehen da nicht Schritte auf dem Kies? Das ist Joachim. Ich weiss es. Ich höre es. So geht er immer.

Mutter

(ans Fenster tretend.)

Wahrhaftig, er ist es. Joachim! Dem Himmel sei Dank, dass er endlich kommt. Ich wusste ja, dass er Wort hält. Der gute, liebe . . .

Cläre

(bittend.)

Mutter —

Mutter

Was denn, mein süsses Kind?

Cläre

(flüsternd.)

Ist die Sonne noch da?

Mutter

Klar und golden.

Cläre

Sind keine Wolken am Himmel?

Mutter

Keine.

Cläre

Oh mein Gott . . . die Sonne . . . und heller Himmel . . . und mein Joachim . . . Jetzt will ich leben, Mutter! . . . Leben . . . leben . . . lasst mich leben . . .!

Mutter

Cläre, mein liebes Kind . . . ich bitte Dich . . . sei nicht so aufgeregt . . . Beruhige Dich . . . Was soll Joachim von Dir denken . . . Sei ganz still, ja?

Cläre

Ja, ich will ganz still sein . . . Oh mein Gott, es ist ja nur die Freude, Mutter . . . Ich weiss ja nicht, was ich vor Freude beginnen soll . . .

Mutter

Die Aufregung schadet Dir, mein gutes Kind. (Sie fährt ihr übers Haar.) Sei ruhig, hörst Du? Willst Du mir zu Liebe ruhig sein?

Cläre

Ja, Muttchen, ja . . . Sag, seh' ich auch gut aus? Ist mein Kleid in Ordnung? Und mein Haar?

Mutter

Alles, alles. Du siehst schön aus wie immer.

Cläre

Ich möchte nicht, dass sich Joachim ärgert über mich. Er soll sich über mich freuen . . . Er soll fröhlich mit mir sein . . . Sag, bin ich nicht sehr bleich?

Mutter

Nein, nein, nicht bleicher als sonst.

Cläre

Und sind meine Augen nicht sehr trübe?

Mutter

Sie sind tief und glänzen wie immer.

Cläre

Hinter mir auf dem Kamin muss ein Bouquet von Feldblumen sein, die mir Amalie heut früh gebracht hat. Habe ich Recht?

Mutter

Jawohl, mein Kind. Willst Du sie haben?

Cläre

Ist roter Mohn dazwischen? Ich glaube, ich habe welchen darin gesehen.

Mutter

Ja, aber er beginnt schon welk zu werden.

Cläre

Das ist gut. Nimm ein paar Stengel heraus und stecke sie mir ins Haar. Es steht mir gut. Joachim hat es mir oft gesagt. Und ich liebe den roten Mohn über Alles . . .

Mutter

Wie Du willst, mein liebes Kind. Aber sieh: die Blüten lassen schon die Köpfe hängen.

Cläre

Das sollen sie . . . Stecke sie mir hinein, die müden, hängenden Blüten . . . So . . . zwei Stengel etwa . . . Aber nimm auch nicht die ganz verwelkten — nein . . . Und nicht mehr als zwei . . . Hast Du? . . . So . . . Ich danke Dir, mein liebes Mutterchen . . .

Mutter

Hörst Du ihn die Treppe hinauf? Das sind seine Schritte . . . Nun ist er da . . .

Cläre

Ich höre ihn . . . oh mein Liebster . . .

Joachim

(in Uniform, tritt durch die Thür rechts. Er eilt auf Cläre zu, die sich erhebt und ihm in die Arme fliegt. Die Mutter verlässt das Zimmer schweigend durch die gleiche Thür.)

Cläre

Joachim!

Joachim

Cläre, Cläre, süsse Cläre . . .

(Pause.)

Cläre

Oh wie bist Du lange geblieben . . .

Joachim

Mein gutes, schönstes Mädchen, wie geht es Dir?

Cläre

Es geht mir gut, wenn Du bei mir bist.

Joachim

Gottlob, dass ich bei Dir bin.

Cläre

Aber Du bist sehr lange geblieben.

Joachim

Ich wäre längst hier, hätten es meine Pflichten erlaubt. Aber ich habe zu thun gehabt bis jetzt. Glaubst Du mir?

Cläre

Was Du sagst, glaube ich Dir.

Joachim

Gerade heut gab es so viel Verzögerungen. Ich habe immer nur an Dich dabei gedacht. Ich habe gebebt und gezittert, um zu Dir zu kommen, denn ich wusste, dass Du in Angst seist.

Cläre

Das macht, weil auch meine Gedanken immer bei Dir waren . . .

Joachim

Bist Du mir böse, Liebste?

Cläre

Ich habe Dich hier und bin Dir gut.

Joachim

Du bist mein Engel.

Cläre

Dein Engel? . . . Wenn ich ein Engel bin, Joachim, so bin ich ein Todesengel . . .

Joachim

Was sagst Du da, Cläre? Wie kommst Du zu diesem grausamen Wort?

Cläre

Weil meine Wangen weiss sind wie Schnee . . . . Sieh, . . . gerade wie ich aussehe, glaub' ich, malt man die Todesengel. Die andern Engel haben lachende Augen und Pausbacken mit süssem Rot.

Joachim

Ich glaube, meine Arme, Du hast heut viel zu leiden gehabt, dass Du so sprichst.

Cläre

Es war ein böser Tag. Ich fühle mich schwächer als seit langem. Die Stiche im Rücken, weisst Du. Joachim, ich werde Dich nun wohl bald verlassen müssen . .

Joachim

Cläre . . . ich bitte dich . . . sag das nicht . . . blos das nicht . . .

Cläre

Ich weiss, Du wirst trauern über mich. Wirst Du auch weinen?

Joachim

Ich werde nicht zu weinen brauchen, denn ich werde Dich nicht verlieren.

(Sie haben sich indessen während des Gesprächs nebeneinander auf den Divan gesetzt)

Cläre

Sieh, es wäre so schön auf der Welt, wenn die Trennung nicht wäre. Aber die Trennung und der Tod —

Joachim

Hast Du jetzt Schmerzen, Cläre? Thut Dir die Brust weh? Sag, soll ich Dir eine Erfrischung bereiten?

Cläre

Ich danke Dir, Joachim. Es sind nicht grosse Schmerzen, die ich habe. Die Schwäche ist es, die entsetzliche Schwäche, die so mutlos macht. Und über die Brust tastet es mitunter langsam wie eine kalte, feuchte Hand . . . . Dann friert mich so . . . Auch wird mir das Sprechen heut sehr schwer.

Joachim

Du sprichst zu viel, Clärchen. Du musst Dich schonen. Lass mich für Dich reden — ja? Ich hab' Dir ja auch noch so manches zu erzählen. Übrigens weisst Du, wer Dich grüssen lässt? Rat mal. Schwer ist es nicht. Dein alter Liebling.

Cläre

Der Oberst.

Joachim

Richtig. Unser alter, lieber Wohanka. „Na, Joachim", sagt' er, als wir endlich, endlich abtreten konnten, „nu machen Sie aber schnell! Frl. Braut wird die Zeit nicht erwarten können!" „Ich halt's auch nicht mehr aus, Herr Oberst" sagt' ich. „Und nun noch der endlose Weg. Es ist abscheulich." „Wollen Sie meinen Gaul haben?" fragt' er da. Erst sträubt' ich mich — aber nicht sehr, weisst Du. Dann gab er mir seinen Gaul und sah noch zu, wie ich aufstieg. „Grüssen Sie von mir!" rief er mir zu „und seien Sie lieb zu ihr! Sie ist es wert!" Ich hab' noch „Zu Befehl!" gerufen, dann war ich fort. Ihm hast Du's zu verdanken, wenn ich zu dieser Stunde schon bei Dir bin.

Cläre

Schon! Dabei ist der Tag bald hinüber, und ich hab Dich nur noch kurze Zeit. Die Sonne kann nicht mehr weit vom Untergange sein. Mich deucht, es wird schon kühler im Zimmer. (Es schauert sie.)

Joachim

Ich spüre nichts, Liebste. Aber ich will Dir ein Tuch umlegen, wenn Dich friert.

Cläre

Die kalte Hand auf meiner Brust . . . (Sie hustet.)

Joachim

(breitet ein Tuch um sie, das auf dem Divan lag)

Soll ich das Fenster schliessen?

Cläre

Ich glaube, draussen ist es wärmer als hier bei uns.

Joachim

Es ist ein wunderbarer Tag heute. Gar nicht wie Frühling. Als ob es schon Sommer wäre.

Cläre

Ja, aber unser Haus ist alt und hat dicke, steinerne Mauern; da findet die Wärme schwer Einlass. (Sie hustet.)

Joachim

Aber wenn sie erst einmal drinnen ist, geht sie auch schwer hinaus.

Cläre

Das ist wahr.

Joachim

Lass es nur erst Sommer sein.

Cläre

Dann ist auch der Herbst wieder nah.

Joachim

Daran darfst Du nicht denken.

Cläre

Ich muss, Joachim.

Joachim

Mein Schatz soll nichts als gesund werden. So . . . komm . . . dicht an meine Brust . . . komm . . . da ist es warm . . .

Cläre

Ich danke Dir. Es ist mir schon wohler. Es war nur vorübergehend. (Sie hustet.)

Joachim

Du meine gute, liebe, blasse . . . oh und was seh ich hier in Deinem Haar? . . . Roten Mohn? . . . Du hast Dich geschmückt für mich? . . . Roter Mohn . . . er ist am schönsten von allen Blüten in Deinem blonden Haar . . . Roten Mohn trugst Du, da ich Dich das erste Mal gesehen habe. Das ist nun schon mehr als ein Jahr vorbei. Weisst Du es noch?

Cläre

Ich weiss es. Ich war damals froh und gesund.

Joachim

Du hattest ein weisses Kleid an, und es war Dein erster Ball. Du warst die schönste von allen Mädchen. Als ich Dich sah, gehörte ich Dir schon ganz, Du Zauberin. Weisst Du noch, als wir zusammen tanzten?

Cläre

Ich weiss es noch. Wir sprachen wenig, aber wir wussten Alles.

Joachim

Ja . . . Ich fühle noch Dein zartes Köpfchen an meiner Schulter — gerade wie jetzt. — Ich spüre noch die weichen, duftigen Wellen Deines Haars vor meinen Augen, sehe die roten Blüten darin . . . die zitterten leise, und auch Deine Hand bebte in meiner.

Cläre

Das thut sie nun nicht mehr. Aber der Mohn ist welk geworden.

Joachim

Warum ist er welk geworden?

Cläre

Mohn wird bald welk. Schneller als alle andern Blumen.

Joachim

Aber er ist auch schöner als alle andern Blumen.

Cläre

Alles Schöne hat nur kurze Zeit.

Joachim

Das ist das Los des Schönen . . .

(Pause.)

Cläre

Joachim.

Joachim

Mein Mädchen.

Cläre

Nimm das Tuch von meiner Schulter und lass uns aufstehen. Wir wollen ans Fenster treten und sehen, wie die Sonne hinter dem Park versinkt. Komm.

Joachim

Siehst Du es gerne?

Cläre

Ich habe eine entsetzliche Angst davor. Mir bangt, denn es ist traurig, und ich werde wieder frieren, wenn ich es sehe. Aber ich will es trotzdem sehen. Mich verlangt danach mit Gewalt. Komm, ehe es zu spät wird.

Joachim

Aber lass doch die Sonne, Kind. Lass sie untergehen. Was geht uns die Sonne an? Du sagst, es erregt Dich, und ich weiss auch, dass es so ist. Warum wollen wir also zuschauen? Nein, lass uns bleiben. Die Sonne geht auch ohne uns unter, glaube mir.

Cläre

Die Sonne von heute nicht, Joachim. Komm ans Fenster. Ich muss es sehen, ich gehöre dazu. Komm.

Joachim

Aber Clärchen . . .

Cläre

Komm.

Joachim

Ich thu es nicht gerne, Clärchen. Willst Du Dich bemühen, ruhig zu bleiben?

Cläre

Sorge Dich nicht. Ich will so ruhig bleiben wie Du.

(Sie erheben sich und treten, indem sie sich umschlungen halten, ans Fenster.)

Joachim

Da steht sie. Man kann schon hineinblicken in ihren Glanz. Aber etwas thut es den Augen doch noch weh.

Cläre

Meinen nicht. Ich kann getrost hineinsehen. Sie hat ja fast keine Strahlen mehr. Und die Zweige, hinter denen sie steht, mildern das Feuer auch.

Joachim

Die Birken. Sie sehen fast schwarz aus in der Lohe. Ihre zarte Farbe kommt gegen diese Macht nicht auf. — Aber als sie noch über den Birken stand, da hätten wir nicht in sie hineinschauen können. Da hätte sie uns erblindet.

Cläre

Als sie noch über den Birken stand? Das ist lange her . . .

Joachim

Ich dächte, nicht gar so lange . . .

Cläre

Doch, Joachim. So lange, dass es sich gar nicht mehr verlohnt, daran zu denken. Auch wird die Zeit ja niemals wiederkommen . . .

Joachim

Aber sie kommt doch täglich wieder, Clärchen. Morgen ist sie schon wieder da, und übermorgen und immer.

Cläre

Das kannst Du nicht wissen, Joachim. Morgen können Wolken am Himmel stehn.

Joachim

Wie Du redest, Clärchen.

Cläre

Hab ich nicht recht? Die Wolken verhüllen Alles. Sie sind eine grausame Macht, und auch die Sonne ist wehrlos gegen sie.

Joachim

Die Menschen ertragen es nicht, immer Sonne zu sehen.

Cläre

Das kann man nicht wissen, denn es ist ihnen noch nie vergönnt gewesen, immer Sonne zu sehen. Aber die Natur, in der wir leben, ist ohne Erbarmen. (Sie hustet.)

Joachim

Das darfst Du nicht sagen, Kind. Sieh hinaus, wie schön sie ist Der ganze Park ist wie ein stilles Lächeln, und der Frühling herrscht darin. Und die Beete, sieh, wie bunt sie sind. Fühlst Du die Rüche, die zu uns emporsteigen? Jetzt, da es Abend wird, duften sie stärker und stärker. Manche werden des Nachts so stark, dass sie betäubend auf die Menschen wirken. Es bringt Gefahr, bei Nacht in blühenden Gärten zu wandeln. Besonders, wenn der silberne Mond am Himmel steht und alle Sterne glänzen. Jetzt aber haben wir die Sonne noch.

Cläre

. . . Die Wolken sind trübe und traurig. Die Sonne ist licht. Das Trübe ist das Starke auf dieser Welt. Das Lichte muss unterliegen . . .

Joachim

Nicht immer, Liebste.

Cläre

Immer.

Joachim

Cläre . . .

Cläre

Aber fühlst Du es denn nicht? . . . Sieh doch um Dich, — in diesem Augenblick ist es wieder so. Die Sonne stirbt, und der Abend und die Nacht werden herrschen . . . Und die starke Sonne kann es nicht hindern . . . Da geht sie hin . . . da . . . oh, sie ist nun schon viel tiefer hinab . . . Joachim, mein Joachim, können wir sie denn nicht halten?! (Sie hustet.) . . . Oh über uns schwache Menschen . . .

Joachim.

Du erregst Dich, Cläre. Sei still.

Cläre

Jetzt ist schon ihr Gold fast gewichen, und sie ist milde und rot geworden . . . Und Strahlen hat sie schon keine mehr . . . Oh nun ist das Ende ganz nahe . . . das Ende . . . (Es schauert sie.)

Joachim

Willst Du Dich nicht setzen, meine Liebe?

Cläre

Mich friert, Joachim.

Joachim

(thut ihr das Tuch fester um.)

Sag, bist Du müde? Willst Du Dich setzen?

Cläre

Nein, lass mich bei Dir stehen. Fass mich recht fest um, das ist schön. Dann werde ich wärmer werden.

Joachim

Mich deucht, Du zitterst, Cläre.

Cläre

Mir ist innen so kalt.

Joachim

Wollen wir uns auf den Divan setzen?

Cläre

Da sehen wir die Sonne nicht. Wir wollen bleiben, bis sie hinunter ist. Es wird ja nicht mehr lange dauern.

Joachim

Meine Cläre sieht bleich aus.

Cläre

Du wirst sie noch viel bleicher sehen, mein armer Joachim. Der Mohn in meinem Haar ist nun wohl auch schon ganz verwelkt?

Joachim

Er ist noch wie er war.

Cläre

Das macht, weil die Sonne noch am Himmel steht. Wenn sie erst unter ist . . .

(Sie hustet.)

Joachim

Dann wird die Aufregung meiner süssen Cläre gewichen sein.

Cläre

Ja, das wird sie.

Joachim

Wenn sie nur recht bald unterginge.

Cläre

Ach nein . . . wenn wir sie nur noch recht lange behielten. Die Sonne kann nie lange genug bleiben. Hoch im Norden giebt es ein Land, wo sie ein halbes Jahr hindurch scheint, ohne unterzugehen. Dann erst kommt eine grosse, halbjährige Nacht. Dort möchte ich einmal leben, ein halbes Jahr hindurch in Licht und Wonne. Und dann, wenn die Nacht hereinbricht, sterben. Mit der Sonne vergehen in die unendliche Nacht.

Joachim

Was Du für seltsame Gedanken hast. Du sollst nicht an das Sterben denken.

Cläre

Wir sollten alle daran denken, denn wir haben es alle vor uns.

Joachim

Das ist noch lange hin.

Cläre

Nichts ist lange, was man am Tode misst . . . Hörst Du die Nachtigall schlagen? Ihr Lied schneidet ins Herz.

Joachim

Ich höre sie. Dort drüben im Jasmin muss sie sitzen.

Cläre

Ihre Abendlieder sind die wehesten, die sie hat. Sie weint auch über die sterbende Sonne. Aber des Morgens begrüsst sie sie dafür um so froher.

Joachim

Gerade wie wir.

Cläre

Wir thaten es auch so.

Joachim

Und werden es immer thun.

Cläre

Horch — jetzt antwortet eine andere. Sie sitzt tiefer im Buschwerk — dort drüben. Hörst Du sie?

Joachim

Ja. Ihre Stimme klingt heller. Wie Silber.

Cläre

Aber traurig klingt sie auch.

Joachim

Jetzt giebt die im Jasmin wieder Antwort.

Cläre

Oh ihr lieben, betrübten Vogelherzen . . . (Pause. Sie fasst sich jäh an die Brust.) Ah . . .

Joachim

Was ist Dir, Cläre?

Cläre

Nichts, nichts . . . (Sie hustet.) Es ist schon wieder gut . . .

Joachim

Du solltest Dich setzen, meine gute Cläre. Ich sollte es nicht leiden, dass Du stehst. Es strengt Dich unnütz an.

Cläre

Nein, nein. Sieh, ich lehne mich ja so fest an Dich an. Ich merke ja garnicht, dass ich stehe.

Joachim

Aber der Lehnstuhl ist bequemer. Du siehst auch von da aus Alles.

Cläre

Ich sitze nicht gern darin. Ich fühle mich darin unendlich kranker. Bin ich nicht so schon krank genug?

Joachim

Du bist lange nicht so krank, als Du Dich heute fühlst, mein Clärchen.

Cläre (stammelnd).

Fasse mich fest um . . . Jetzt . . . jetzt . . . Joachim . . . (Sie hustet.) . . . Jetzt hat die Sonne schon den Horizont erreicht . . . Siehst Du's? . . . Da . . . hinten . . .

Joachim

Ja, mit ihrem unteren Rande.

Cläre

Und taucht langsam immer tiefer, immer tiefer . . . Sie ist schon ganz matt geworden und kühl . . . Sie blendet gar nicht mehr . . . (Es schauert sie.) . . . Wo geht sie hin?

Joachim

Zu andern Menschen, die bisher im Dunkel waren, wie wir es auch bald sein werden.

Cläre

Im tiefsten Dunkel. — Halte mich, halte mich, Joachim, ich habe solche Angst . . . . solche Angst.

Joachim

Aber wovor denn, Liebste?

Cläre

Vor dem Ende.

Joachim

Vor dem Ende, Cläre?

Cläre

Ja . . . siehst Du . . . ich meine . . . . vor dem Ende . . . der Sonne . . . .

(Sie bricht in heftiges Weinen aus.)

Joachim

Clärchen, sei ruhig . . . Meine liebe Cläre, was hast Du nur? . . . Du brauchst Dich doch gar nicht zu ängstigen, — Du schadest Dir ja . . . Du solltest doch nicht so aufgeregt sein . . . Cläre . . .

Cläre

Joachim . . . ich habe Schmerzen . . . (Sie hustet.) . . . überall . . . Mir ist zum Sterben. Ich glaube, ich setze mich nun doch lieber.

Joachim

Ja, das ist recht . . . Setze Dich, dann wird Dir schnell wohler werden . . . Komm . . . so . . . Lehne den Kopf hinten an. Warte, ich will Dir ein Kissen holen.

(Er holt vom Divan das Daunenkissen und legt es ihr hinter den Kopf.)

Cläre

Mich friert entsetzlich.

Joachim

Ich will Dich einhüllen bis Du warm bist . . . So . . . Mein gutes, liebstes Mädchen . . . Sitzt Du so bequem?

Cläre

Ich danke Dir. Bleibe bei mir, Joachim.

Joachim

Aber Clärchen.

Cläre

Bleibe bei mir.

Joachim

(Küsst sie auf die Stirn und setzt sich neben sie.)

Siehst Du, so sind wir auch ganz dicht bei einander.

(Er küsst ihre Hand, die er fortan in der seinen behält.)

Cläre

Küsse die Hand lieber nicht. Sie ist kühl und mager zum Erschrecken. Als Du sie das erste Mal küsstest, war sie noch warm und schön . . . Das ist vorüber auf ewig . . .

Joachim

Es ist die Hand meines Clärchens, die ich anbete und die ich küsse (er küsst sie) und die ich in meiner behalten will.

Cläre

Guter Joachim . . . Sag' (Sie hustet) . . . Singen die Nachtigallen noch? Ich höre sie nicht mehr.

Joachim

Sie haben aufgehört mit singen.

Cläre

So wird eins nach dem andern still.

Joachim

Sie werden müde geworden sein.

Cläre

Sie haben den Mut verloren.

(Sie neigt sich nach vorn, ängstlich hinauslugend.)

Joachim

Wonach suchst Du, Cläre?

Cläre

Nach der Sonne. Ich sehe sie nicht. Rücke den . . . Stuhl ein klein wenig . . . näher ans Fenster, Joachim, dass ich die . . . Sonne sehe . . .

Joachim

(Rückt den Lehnstuhl dicht ans Fenster; den seinigen daneben.)

Siehst Du sie so?

Cläre

Ja . . . (Es schauert sie.) . . . Oh mein Gott . . . mein Gott . . .

Joachim

Sie ist nun zur Hälfte versunken.

Cläre

Es ist schon mehr als die Hälfte . . . Oh mein Gott . . .

(Sie schliesst die Augen und lehnt sich hustend hintüber.)

Joachim

Bist Du müde, Clärchen? Fühlst Du Dich sehr schwach?

Cläre

Sehr.

Joachim

(Beugt sich über ihre Hand, die er immer in seiner hält, und küsst sie lange. — Pause. —)

Cläre

(mit geschlossenen Augen, verträumt)

Joachim?

Joachim

Meine Liebste?

Cläre

(mit geschlossenen Augen, verträumt)

Sind das nicht weisse Nebel, die über die Wiese gehn? Sie kommen immer näher und hüllen Alles ein.

Joachim

Ich sehe sie nicht, mein Clärchen.

Cläre

(mit geschlossenen Augen, verträumt.)

Du siehst sie nicht? Aber sie sind doch da. Jetzt greifen sie über den Teich, und die Schwäne steigen aus dem Wasser auf und fliehen vor ihnen in die Wälder hinein . . . Siehst Du die Nebel nicht?

Joachim

Es werden die Nebel des Abends sein.

(Pause.)

Cläre

(leise die Augen öffnend und zum Bewusstsein erwachend-)

Joachim . . . halte mich . . . mir schwindelt . . . wo bin ich? . . .

Joachim

Bei mir.

Cläre

Bei Dir . . . Ja . . . jetzt . . . jetzt weiss ich wieder . . . ja . . . bei . . . (sie sieht hinaus) . . . bei der . . . sinkenden . . . Sonne . . . Sie geht nun . . . Wenn wir mit ihr könnten, Joachim! . . . (Sie hustet.) Wenn wir beide mit ihr könnten!! . . . Mit dem Licht ins Licht hinein . . .

Joachim

Das ist keinem Menschen vergönnt. Mit ihr hält keiner Schritt. Wir müssen sie ziehen lassen.

Cläre

Es wird schon kühler, Ich merke es. Sieh, die Birkenblätter zittern hin und her. Es macht sich ein Wind auf. (Sie schauert zusammen.) Auch wird es dunkel um uns . . . Fühlst Du die Dunkelheit?

(Sie schliesst die Augen und lehnt sich wieder ermattet zurück.)

Joachim

Es beginnt zu dämmern. Die Dämmerung wird mein Liebstes ruhiger machen.

(Pause. Es dunkelt. Draussen hebt eine Aeolsharfe leise zu singen an.)

Cläre (aufschreckend)

Was war das?

Joachim

Die Aeolsharfe auf dem Gartenhaus. Sie summt leise.

Cläre

Ist es denn so windig geworden?

Joachim

Du weisst ja, mein Lieb, sie fängt bei dem geringsten Lüftchen zu klingen an.

Cläre

Sie ist noch weher als das Lied der Nachtigallen.

Joachim

Höre nicht auf sie. Ich werde morgen bitten, dass man sie herabnimmt. Sie ist nicht für Dich. Sie greift Dich an.

Cläre

Sie ist . . . gut . . . sie . . . Joachim, halt mich fest . . .

Joachim

Ich halte Dich ganz fest, Clärchen.

Cläre

(Sieht während des Folgendem nicht zum Fenster hinaus, auch nicht, da sie die Sonne zu erblicken meint.)

Du armer Joachim . . . oh . . . so schlecht war mir noch niemals . . . . so . . . wo bist Du . . . ich sehe Dich ja nicht mehr . . . Was habt Ihr denn mit meinen Augen gemacht? . . . Ich kann ja nichts mehr . . . unterschei . . . . wo ist denn . . . zeig mir doch schnell noch die . . . da! . . . Das letzte Stückchen . . . . oh . . ! . . lasst sie nicht fort . . . Sonne . . . . liebe Sonne . . . (Sie hustet) Nimm mich mit! . . . Ich will leben . . . (Husten.) . . . leben! . . . lass mich leben . . . ah . . . . . .

(Sie sinkt tot rücküber.)

Joachim

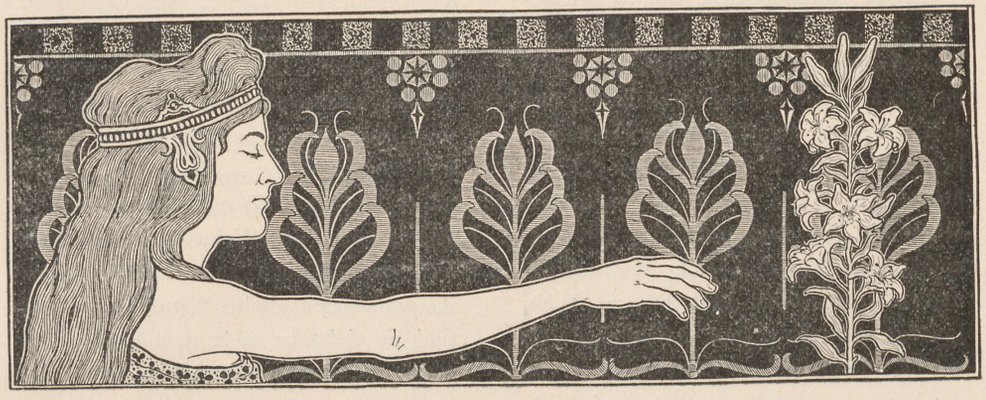
Clärchen! . . . (Pause.) . . . Clärchen . . . (Pause.) . . . Clärchen, weisst Du, dass ich bei Dir bin? (Pause.) Hörst Du meine Stimme nicht, Clärchen? (Pause.) Clärchen, kannst Du denn deine Augen nicht mehr — —?

(Er legt ihre Hände im Schoss zusammen. Dann tritt er still an den rechten Fensterpfosten und sieht hinaus, wo noch immer die Aeolsharfe in verschiedenen Accorden, aber sehr leise, singt. Er spricht nach einer Weile in Gedanken, monoton, die Worte:)

Nun ist sie hinunter, die junge Sonne, und wird niemals wiederkehren . . . . .

(Dann wirft er sich vor Cläre nieder, ergreift ihre Hände und legt sein Haupt in ihren Schoss.)

Vorhang langsam.



Kunst und Leben.

Malerei.

Fidus

Ein moderner Zeichner.

Er steht ganz abseits. Der Weg, der zu ihm führt, ist ein verlorener und seltsamer, und nachschaffend ist ihm keiner darauf gefolgt. Fidus' Schaffen ist so das Spiegelbild seiner Innenvorgänge, dass ein Sichbilden an ihm für den Künstler nichts anderes bedeutet als ein Verleugnen der eigenen Natur, ein gewaltsames Anpassen der eigenen Seele an die eines Andern, und ein solches Schaffen müsste ein unehrliches, weil unkünstlerisches sein. Fidus wird nicht Schule machen, aus dem einfachen Grunde, weil er seine Schüler nicht nur zu Schülern seiner Kunst, sondern vor Allem zu Schülern seiner geistigen Anschauungen erziehen müsste, da beide bei ihm untrennbar sind. Die letzteren sind nun aber so ungewöhnlicher Art, dass sie schwerlich anerzogen werden, höchstens angeboren sein können. Wer Fidus schaffend in den Spuren seiner Kunst nachfolgen will, muss auch Spuren seiner Seele haben, und zwar reiche Spuren, denn die Seele bedeutet bei ihm alles. Er sieht weniger mit den Augen, als mit der Seele. Er fühlt weniger mit dem Herzen, als mit der Seele. All sein Leben und Schaffen ist Seele.

Er steht dem Leben fern. Er ist ein Einsiedler, ein stiller Mann für sich. Er mengt sich nicht gern unter die Menschen und erlebt nach aussen hin nicht viel. Sein Innenleben ist ihm alles, er braucht nicht mehr; wollte er sich in die Welt mischen, würden ihn doch nur so wenige darin verstehen; so meidet er sie lieber.

Man kann ihn keiner Klasse zurechnen. Die Anregungen, die er durch Diefenbach erfahren, bei dem er eine zeitlang weilte, da ihm dessen Kulturideen mit den seinen zu harmonieren schienen, darf man zwar nicht vergessen, aber sie erscheinen im Grunde ohne wesentliche Bedeutung. Fidus stände heute zweifellos genau ebenda, wo er steht, wenn er Diefenbach nie gesehen hätte. Von ihm hat er den Namen erhalten, unter dem er schafft. Sein Taufname ist Hugo Höppener.

Er ist Norddeutscher und von Kindheit an gewöhnt, das Meer und weite Heideflächen zu überblicken, das Auge ins Grenzenlose schweifen zu lassen und sich träumend dem Gefühl der Unendlichkeit und Ewigkeit zu überlassen. Es ist kein leeres Wort, wenn man sagt, dass Menschen des flachen Landes mit weitentlegenem Horizont sich nachhaltiger und mit grösserem Bedürfnis in hohe, geistige Anschauungen hineinleben als solche, deren Leben sich in einem von der Natur engbegrenzten Distrikt abspielt, in dem alle Dinge eng aneinandergerückt erscheinen und sowohl das Auge als den geistigen Flug beengen. Fidus stammt aus Lübeck. Sein Vater war Konditor. Durch seine kunstvollen Arbeiten hat er die ersten Anregungen erfahren. Er genoss früh Zeichenunterricht und war überaus arbeitsam. Seine eigentliche Ausbildung, wenn man von einer solchen bei ihm sprechen will, hat er auf der Münchener Akademie unter Gysis erfahren. Sein Zusammenleben mit Diefenbach, das sich auf zwei Jahre erstreckte, künstlerisch aber fast ertraglos war, da Diefenbachs Interessen und Ideale nach einer ganz anderen Seite hinneigten, erwähnten wir. Die erste grosse Enttäuschung erlebte der junge Künstler, als die Münchener Jahres-Ausstellung von 1891 fünf seiner Kartons, auf die er grosse Hoffnungen gesetzt hatte, zurückwies. Er schloss sich nun an Dr. Hübbe-Schleiden an, ging mit diesem nach Berlin, um dort für die von Hübbe gegründete Zeitschrift „Sphinx" zeichnerisch thätig zu sein. Es war eine fleissige Zeit, die ihren Abschluss fand durch die Abreise Hübbe-Schleidens nach Indien. Die „Sphinx" ging ein. Fidus wandte sich anderen illustrativen Arbeiten zu. Er ist heute der thätigsten einer, die wir auf diesem Gebiet haben. Seine eigentlichen Pläne sind freilich anderer Art. Aber die Illustrationen werden bezahlt, für grosse Pläne hat die Welt kein Geld, und der Mensch will leben. Berlin hat er sich dauernd zum Wohnsitz gewählt. Dort haust er einsam in seinem schönen Atelier über der Stadt und lässt das Leben zu seinen Füssen sich vorüberwälzen, ohne dass es ihn näher berührt. Wenn er hinausflieht aus dem Leben der Weltstadt, wendet er sich dem Norden zu. Norwegen lockt ihn am meisten. Italien hat er nie gesehen und es zieht ihn nicht dort hinab. Das nordische Meer ist seine Liebe, am liebsten in Verbindung mit den nordischen Bergen. Der Norden birgt ja nicht weniger mannigfaltige Stimmungen und Färbungen als der Süden. Die Farbenüppigkeit eines norwegischen Sommertages kann mit der eines italienischen getrost konkurrieren. Was der Süden aber entbehrt und der Norden so reichlich hat, das ist die stille Melancholie der Dämmerstimmung, die Nebel, die über Meer und Felder gehen, das Rauschen alter Kiefern- und Eschenwälder, die Poesie der Heide und des Moores.

Fidus' Weltanschauung kann man ebensowenig kategorisieren wie die Äusserungen seiner Kunst. Er ist in einem Dogma nicht befangen. Er hat die engsten Beziehungen zu Pantheismus und Buddhismus, ohne sich zu diesem oder jenem zu bekennen. Ihm ist die Natur in ihren winzigsten Erscheinungen vor allem Leben und Seele. Er ist Naturanbeter. Er erblickt in allem Konkreten zugleich das Geistige. Jede Landschaft und jedes Staubkorn dieser Landschaft ist ihm ein lebendes Stück der unbegriffenen Gottheit. Das Rauscheu des Waldes, der Wind, der durch die Gräser geht, das Ziehen der gestaltenreichen Wolken, durch die der Mond sein bleiches Silberlicht wirft, das Meeresraunen und die geheimnisvollen Stimmen in der Luft — das alles sind ihm die sinnlichen Zeichen mystischer, überirdischer, seelenbegabter Kräfte, vor denen er sich beugt und die er mächtig auf sich wirken lässt.

Alles, was die Natur ihm an Empfindungen schenkt, trägt er in seine zarte Kunst hinein. Diese erzielt ihre Wirkungen fast einzig durch ihre Formen. Das ist um so bemerkenswerter, als ihre Technik so einfach, ganz ohne jede Komplikation sich giebt. Es ist eine ganz schlichte Zeichentechnik, nur Linien und wieder Linien, kaum dass der Wischer Verwendung findet. Als Zeichner kommt Fidus zunächst in Betracht, nur als solcher ist er dem grossen Publikum bisher bekannt. Aber eine so reiche Natur wie die seine, kann die Farbe nicht entbehren. Er selbst sagt es, dass sie nicht seine starke Seite sei. Aber wenn man die ziemlich zahlreichen, oft freilich Skizzen gebliebenen Ölbilder betrachtet, die sein Atelier birgt, — es sind grossenteils norwegische Landschaften — so muss man es tief bedauern, dass er sich seit Jahren ganz der Farbe abgewendet hat und nur den Formen lebt. Es beruht auf einem Irrtum, wenn man meint, dass er keinen Farbensinn habe. Es sind unter seinen Ölskizzen viele, die durch die Intimität, den heimlichen Zauber ihrer Farben geradezu frappieren. Besonders einige blendende Motive aus dem Gebiet der Mitternachtssonne werden jedem, der sie einmal sieht, fest in der Erinnerung bleiben. Und dann eine trübe, märkische Landschaft, eine moorige Wiesenfläche mit einem Kiefernwald im Hintergrund, von ganz bedeutendem Stimmungsgehalt und koloristisch vortrefflich. Ein paar Porträts in Pastell, die ebenfalls sein Atelier nie verlassen haben, bezeugen sein Gefühl für die Farbe in gleicher Weise. Ein Damenbildnis in Lebensgrösse, von wunderbar feinen und klugen Zügen erscheint mir das beste, was er auf diesem Gebiet gegeben hat; es erinnert in seiner Geistreichigkeit auf den ersten Blick an Frauenbildnisse Lenbachs, etwa an den Kopf der Gräfin Görz. Weiteren Kreisen bekannt geworden ist eigentlich bisher nur ein Porträt von ihm und zwar wieder kein gemaltes, sondern ein gezeichnetes. Ich meine den Kopf des dem Maler so geistesverwandten Dichters Franz Evers, publiziert in der Monatsschrift „Die Gesellschaft."

Wenn man sich einmal klar macht, welches die Grundelemente seien, die die Kunst Fidus beherrschen, ihr Leben und Reiz verleihen, so wird man zu dem Resultat gelangen, dass es die Sehnsucht sei und die Keuschheit. Sehnsucht birgt jede Linie, Keuschheit jeder Akt, den Fidus zeichnet. Seine Menschen ringen mit Inbrunst nach dem Glück und verzehren sich in Sehnen danach. Er zeichnet gern jugendliche Gestalten mit flatterndem Haar, die verlangend auf die Spitze eines Berges stürmen und flehend die Hände gen Himmel recken und ihre heissen Wünsche nach Erkenntnis stammeln. Und diese Gestalten sind nackt. Die Kleidung beeinträchtigt den reinen Genuss an der natürlichen Form, und deshalb sucht er sie möglichst zu vermeiden. Aber seine Nuditäten sind jungfräulich keusch, ja wir spüren sie beinahe nicht als Nuditäten. Sie sind ätherisch wie ein holder Duft — wie der Duft der Lilie. Wenn ich Fidussche Bilder betrachte, muss ich immer an diese Blüte denken und habe dabei vor allem auch die Empfindung ihrer Farbe: des Weissen. Sie ist die Lieblingsblüte dieses Künstlers. Unter den Bäumen bevorzugt er die Palme. Unter den Jahreszeiten den Frühling. Unter den engeren Zeiten den Abend. Sein Empfinden ist deutsch, und dem deutschesten Gefühl, dem Heimweh, hat er ergreifenden Ausdruck gegeben. Es zieht sich durch seine ganze Kunst wie eine stille Heimwehstimmung, die ja nichts weiter als eine spezielle Stimmung der Sehnsucht ist.

Fidus komponiert nicht viel. Er isoliert von allem Beiwerk, um die einzelne Form allein durch sich wirken zu lassen. Dies

ist wohl eine Folge seiner regen Thätigkeit als Illustrator. Die zahlreichen Vignetten, Köpfe und Schlussstücke vertragen keine grössere szenische Ausgestaltung. Sie müssen irgend ein Symbol, eine Idee prägnant verkörpern, von jedem szenischen Apparat muss abgesehen werden, er beirrt und verdunkelt nur das Wesentliche — und: durch ihn würden dem Verleger die Klischees zu teuer.

Der nackte, jugendliche Leib reizt ihn immer am meisten. Und zwar der gesunde, strebende Leib, im Gegensatz zu Chnopff etwa. Seine Akte sind meist weibliche, von einem verklärenden Zauber der Reinheit umschlossen. Die Linien dieser Akte sind von fast übernatürlicher Schlankheit, scheinbar in Duft zerfliessend, langhingedehnt, traumhaft verloren, reich an Seele. Daneben verfügt er über Linien, die so markig sind, als seien sie in Erz gegossen. Das sind die Linien des Kummers und der Not. Sie gestalten sich zu verhärmten Mienen mit tiefen Furchen in der Stirn, mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, aus denen die Qual eines mühevollen Daseins blickt, das grausam und ohne Erbarmen war.

Aber diese Motive sind seltener. Es zieht ihn stets wieder zur Jugend zurück; so oft auch über die sich sehnende Jugend hinaus zu dem noch ganz im Schlummer Befangenen, Naiven, rein Kindlichen. Seine Kinderszenen dürfen wir nicht vergessen. Es sind rechte Friedens-, rechte Nirvanabilder. Auch rein äusserlich rufen sie in uns die Erinnerung an buddhistische Ideen wach. Die grossäugigen Kinder mit den zarten Ärmchen und dem langen Haar ruhen auf den breiten Blättern der Lotosblume und lächeln zum Himmel empor, der ihre Heimat ist, und zwischen ihnen treiben die weissen, indischen, königlichen Blüten, und ihr Duft verklärt die jungen Leiber mit einem stillen Glanz. Oder die Kinder spielen mit Schlangen, deren Zähne noch kein Gift verbergen, oder sie reiten auf wilden Tieren, die die süssen Lasten fröhlich dulden, oder sie tanzen auf Blütenstempeln oder lachen, im Reigen sich windend, mit Jubeln in die Sonne hinein.

So ist Fidus. Ein religiöser Mensch ohne religiöses Bekenntnis. Eine grüblerische, nach aussen stille, deutsche, von rastlosem Sehnen erfüllte, aber doch in sich selbst geglichene Natur. Er ist jetzt dreissig Jahre alt. Die Reifezeit seines Schaffens liegt noch vor ihm. Wir vertrauen, dass sie ihm und uns reich an edeln Früchten sei.

Hans Bethge.

Lyrik.

Josef Kitir: Lyrische Radierungen.

Verlag: Deutsche Literatur-Anstalt,
E. Hassenburger. Wien-Leipzig.

Anfangs dachte ich, der Titel sei unzutreffend. „Die Rosenseife“ — „Die Mütze“ — „Die Taschenuhr“ — „Der Mantel“ — „Die alte Lade“ sind einige Gedichte benannt; — und das soll Lyrik sein, das Besingen banalster Dinge? — Ich las, und wundersam, gemach wurde ein Verstehen in mir wach und dann hatte ich innige Freude an dieser Poesie. — Kitir ist kein „königlicher Priester mit goldener Spange um die hohe, reine Stirne, der in Tempelhallen Höhenlieder singt“, er ist der Sänger der Weihe des Alltags, eine so intensiv poetische Natur, dass er die gewöhnlichsten Dinge beseelt sieht, ein empfindsames Gemüt, das auf die leisesten Anregungen erwidert, so dass beispielsweise der Duft der Rosenseife in seinem Sinnen die ganze, schöne, längst verlorene Zeit zurückführt, in der er mit der geliebten Person gehaust, die sich die beiden Kosehände mit Rosenseife wusch. — Eines der krass charakteri-

sierenden Gedichte ist das „In der Küche“. Wenn irgend ein Schlendermensch in die Küche kommt und dort „starker Suppe würzigen Duft“ riecht, so bekommt er wohl Esslust, — in Kitirs sensitiver Natur wird durch den gleichen Duft, den er vor Jahren eingesogen, die Erinnerung an sein Mütterlein wach, bei der er damals stand. Das ist eine bewunderungswürdige Fähigkeit! Kitir ist der einzige Lyriker in der heutigen Literatur, von dem mir eine solche poetische Verklärung alltäglicher Dinge bekannt ist. Dieser Mensch lebt wahrhaft in Schönheit, durch das Wie er schaut, wird Alles schön. — Jetzt verstehe ich auch den Titel. Thatsächlich erinnern an die kleinen intimen Radierungen gewisser alter deutscher, holländischer und englischer Meister, diese, mit jenen durch die Stärke der Stimmungs - Wirkung verwandten Gedichte wie — „Die Lieblingsspeise“ — „Die Staubspur“ — „Die Zitterschrift“ — „Die Thürglocke“. — Das Bändchen enthält aber auch andere Lyrik. Gedichte wie „Vorfrühling“ und „Lösung“ sind zu mindest von M. Greifscher Güte. Ein sexual-psychologisches, schönes Gedicht ist „Amor virilis“. Zarter und schönheitstrunkener zeichnet wohl kein Zweiter die Lichtgestalten und Lieblinge der Venus Urania als Kitir in folgenden Strophen:

Die neuen Hellenen.

Wie noch spät im Herbstesweben
Falter durch die Lüfte schweben
Aus des Lenzes Seligkeit,
Kreuzen Menschen meine Bahnen,
Die mich wunderbar gemahnen
An der Menschheit Frühlingszeit.

Schön gepaart dem männlich harten,
Seh ich einen milden, zarten,
Weiblich sanftgestimmten Sinn,
Doppelseelen, voll und echter,
An der Grenze der Geschlechter
Wandeln schwankend sie dahin.

Froh an kleinsten Liebesspenden,
Brechen nicht mit kühnen Händen
Früchte sie vom Lebensbaum,
All ihr Lieben scheint ein grosser,
Unerfüllbar — namenloser,
Niemals ausgeträumter Traum.

Aber wie auf hohen Firnen
Liegt's auf ihren Götterstirnen
Wie ein Sonnenblick des Ruhms,
Wie ein Zug, ein alltagsscheuer,
Wie ein heiliger, ein neuer,
Hoher Strahl des Griechentums!

Den Schluss des vom Verleger nett ausgestatteten Bändchens bilden 7 Sonette, gut und schön, oft sehr schön, aber die Fähigkeit, solche zu schaffen, teilen Viele mit Kitir, eigen ist er in seinen kleinen Dingen, und ich glaube, er schuf zugleich mit den Gedichten eine neue Lyrik, die Lyrik des Milieus.

Arthur Roessler.

Zeitschriften.

„Die Zeit.“

Wiener Wochenschrift, 205. Heft.

§ 14-Disagio. Von K. — Das Friedensmanifest des Czaren. Von Bertha von Suttner. — Der Vatican und der Carlismus. Von einem römischen Clericalen. — Die altkonservative Wirtschaftstheorie. Von Dr. Rudolf Meyer. — Der persönliche Kunstflug. Vom Hauptmann Hermann Hoernes. — Wir und unsere Zeit. Von Verner von Heidenstam. — Rétif de la Bretonne. Von Franz Blei. — Ein Stück Altösterreich. Von Dr. Rudolf Fürst. — Gegen Tolstoi. Von Hermann Bahr. — Die Woche. — Bücher. — Revue der Revuen. — Spirka. Von S. Jelpatjewski.

Deutsches Dichterheim.

Herausgeber: Adalbert von Majersky. — Jahrgang 18, No. 13—15. Aus den vorliegenden Heften sind besonders hervor-

zuheben die Gedichte: „Freunde“ von Ludwig Jacobowski. — „Im Kornfeld“ von Otto Michaeli. — „Himmelsbraut“ von M. G. Conrad. — „Der letzte Dichter“ von Otto Michaeli. — „Ein Künstlerfest“ von Wilhelm Holzamer und „Brunhilde“ von Wilhelm Rock, das von monumentaler Gestaltungskraft zeugt.

Poetische Flugblätter.

Auslese zeitgenössischer Dichtungen. Herausgeben von Josef Kitir und Karl Maria Klob in Wien.

Die ersten beiden Heftchen dieses modernen Unternehmens liegen vor mir. Sie sind Richard Dehmel und Martin Greif gewidmet und bringen neben dem Bildnis, der Handschrift und einer biographischen Skizze des Dichters eine Auswahl seiner besten Poesien. Die Herausgeber beabsichtigen durch diese Fluglätter auch die Bekanntschaft junger noch unbekannter Kräfte weiten Kreisen zu vermitteln, ein Bestreben, das gewiss vielseitige und begeistrungsfrohe Unterstützung finden wird. — Die

Sonnenblumen

Herausgegeben von Karl Henckell-Zürich

werden aber dort, wo sie seit langem liebe Gäste sind, trotz dieser Neulinge immer hochwillkommen bleiben. Das äussere Gewand schon heimelt einen immer wieder an. Der Bildschmuck von Fidus ist so schlicht und zart und eigenartig kleidsam diesen anmutigen Kindern der Lichtelfin Poesie, dass man ihn nimmer entbehren möchte. Der erste und zweite Jahrgang sind ihrer eleganten Mappen wegen, in denen die einzelnen Blätter aufbewahrt sind, allen Denen warm zu empfehlen, die immer gleich gern ein abgeschlossenes Ganzes in künstlerisch vornehmer Form ihr Eigen nennen. Der neue III. Jahrgang macht uns bis jetzt mit Paul Heyse, Friedrich Hölderlin, Gertrud Pfander, Adolf Frey, Victor Hugo, Franz Grillparser, Lorenzo Stecchetti, Heinrich Bulthaupt, Hieronymus Lorm, Otto Julius Bierbaum, Friedrich Rückert, Alexander Puschkin, Wilhelm Arent, Giosué Carducci, August Graf von Platen, Alfred Tennyson, J. G. Fischer und Charles Baudelaire bekannt.

Der arme Teufel

der von einem der interessantesten Charakterköpfe des deutsch-amerikanischen Schrifttums: unserm toten Robert Reitzel in Detroit herausgegeben wurde, wird jetzt von dessen Freunden unter der Redaktion Martin Dreschers fortgesetzt. Die Nummer vom 6. August bringt von Gedichten: „Aufzug“ von Paul Verlaine. — „Der Ulmenbaum“ von Martin Drescher. — „Gastgeschenke“ von Otto Sutermeister. Von Prosaarbeiten: „Die Zukunft Gottes“. — „Die wilde Jagd“ von W. Elwen. — „Vom bleichen Verbrecher“ von Friedrich Nietzsche. — Heinrich Jacoby: „Erinnerungen an einen zum Tode Verurteilten“ — und eine äusserst scharfe politische Kritik: „Bismarcks Tod“.

A. B.

Ueber unsere Bewegung

werde ich fortab alles Bemerkenswerte regelmässig an dieser Stelle berichten. Wer mich durch Schilderungen aus dem Leben der Klubs und andrer geselliger Vereinigungen unterstützen kann, den bitte ich, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ueberhaupt werde ich jeder diesbezüglichen Anregung und jedem besonderen Wunsche thunlichst Berücksichtigung schenken. Der Eigene soll ja vor allem dem Leben dienen — nicht dem schleppenden Sklavendasein der Halben und Einseitigen, dem ausschliesslichen Priestertume der Brot- und Magenfrager, sondern dem voll- und freiflutenden Leben der Ganzen, die da auch hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit griechischer Tage, nach der

Wiedergeburt hellenischer Schönheitsideale, die nach der jahrtausendlangen Nacht christlicher Barbarei schon zu dämmern beginnt. Wir sind in der Minorität, obwohl Tausende und Abertausende hinter uns stehen — aber eine Minorität, die das gesundeste und schönste Menschenmaterial, die tüchtigsten und angesehensten Bürger des Staates, die Aristokratie der Kunst und Wissenschaft in ihren Reihen zählt. Wir verachten jene Formel des Gesetzes, die unser heiligstes Fühlen und Denken brutal verletzt und die Rechte unserer angeborenen Natur widernatürlich in uns töten will. Wir verachten Diejenigen alle, die unsere individuelle Sittlichkeit schmähen und anschwärzen, weil sie selber Priester des Patents und Kaufes sind. Wir bemitleiden diese Krämerseelen ob der Armseligkeit ihres Lebens, dem niemals die keuschen Firnen unsrer Sehnsucht winken. — — — — — — — — — — Der Eigene wird praktisch mitarbeiten an der Anbahnung neuer gesellschaftlicher Verhältnisse, die auch der geschlechtlichen Freiheit keine Schranken ziehen und die sexuellen Genüsse einzig und allein dem persönlichen Abkommen überlassen. Wer dafür ist, der sei nicht säumig und helfe mit! Der Kampf ist schwer, der Feinde sind viele. Aber nur keine feige Vorsicht! Eine geschlossene, zu allem bereite Phalanx, die kein Opfer scheut und nicht zögert, wenn es sich darum handelt, gemeinsam Schulter an Schulter offen hervorzutreten — ein männlicher Mut und frohe Begeisterung werden alleine siegen, siegen über jene finstern Mächte, die die Wohllust im Menschen verachten und die schöne Ungebundenheit hellenischer Sinnenfreude mit Füssen treten; siegen über jene Vandalen der neuen Zeit, die die Rechte der Natur verhöhnen und mit ihrem brutalen Denken der Menschenerbärmlichkeit Thür und Thore öffnen!

Adolf Brand.

Zeitungs-Post.

Ludwig Frey. Hoffentlich gelingt es mir, auf diesem Wege die langgesuchte Verbindung mit Ihnen zu finden. Ich möchte gern den Mann kennen lernen, dessen Bücher mir Fackeln der Schönheit und Sterne der Hoffnung sind.

Oskar Wilde. Wann werden unsere Pfade sich einst kreuzen? Meine Briefe erhielt ich aus Neapel zurück, trotzdem ich von Freunden Ihre Adresse richtig erhalten hatte. Lassen Sie, bitte, bald ein Lebenszeichen zu mir eilen!

L. S. B.-Köln. Ich habe hier und da gehorcht und von unsern Einsiedlern gesprochen. Es huscht wie Feuerschein auf alltagsmüde Seelen, wie Höhenglück in stille Felsengründe. Das Klettern auf heimlichen Pfaden ist aber ebenso gefährlich wie reizvoll.

Andreanus-Berlin. Was machen Ihre Jungen? Wir sind von Ihrem Spiel noch ganz berauscht und wünschten Sie mit Ihrer Geige jeden Sonntag hier als Gast zu haben. So bald Dr. M. zurückkommt, soll aus dem lang geplanten Abend etwas werden! — Auch meine Freunde lassen herzlich grüssen. Sie können es mir jetzt noch nicht verzeihen, dass ich unsere letzte Bummelfahrt nach Mitternacht schon störte. Und doch schliefen Sie hernach im Zuge wie Bacchanten.

Pierre-Genf. Deine Märchenprinzessin ist noch immer nicht bei uns gewesen. Wir wären so gern mit ihr bei Mondschein Nachen gefahren und hätten ihr Schilf und Wasserrosen ins goldene Haar gesteckt. Und sie hätte uns erzählen müssen bis in die tiefe, tiefe Nacht hinein, während glitzernde Wellen uns leise umschmeichelten und am Ufer geisterhaft die Wiesennebel stiegen. Und ich hätte in der heilgen Stille dann nach Dir gefragt, mein Junge, und in ihren schönen Elfenaugen nach wundersamen Märchen der Liebe gelauscht. In München aber mag ein Prinz zu ihren Füssen sitzen, der sie ihr Versprechen längst vergessen liess. — Grüss mir die höchsten Alpenfirnen und wenn Du nach Nizza kommst, das ewige Meer!

F.-Nürnberg. Ich denke oft an Ihre alten Mauern, um die der Herbst jetzt seidne Runen spinnt. Grübeln Sie auf Ihren einsamen Wegen nichts Böses für mich heraus, sondern seien Sie, wenn buntes Laub vor Ihre Füsse huscht, voll guter Hoffnung und voll stillen Friedens!

Rudi-Graz. Wünsche mir Tod und Teufel für mein unverantwortlich langes Schweigen, aber sei wieder gut! Hoffentlich wird Dir mein Brief alle Grillen vertreiben. Habe Euch auf Eurer Wandrung in die Berge im Stillen begleitet und denke oft an Euer kühles Bad im Leopoldsteiner See, wo niemand anders, als die Tannen wachten. „Das Wasser war kalt, aber schön war es doch!“ Mir läufts wie Wonneschauer über den Rücken und wenn ich die Karte anschaue, meine ich meinen Rudi dort im Kahn zu sehen. Umgeben von der wunderbaren Ruhe dieser Berglandschaft zu zweien in die kühlen Fluten tauchen, kann nur ein Glück für Auserwählte sein. Mögen die Götter Dich schützen und Eros Dir Stirn und Nacken küssen! Sing mir ein Lied zu Deiner Mandoline und trink zu meinem Wohl ein Glas voll süssen Weins!

Allen Ungeduldigen und Missmutigen zur Nachricht, dass Heft 3 bereits im Drucke ist und nicht solange auf sich warten lassen wird wie das vorliegende. Unvorhergesehene Schwierigkeiten technischer Art riefen diese vermaledeite Verzögerung hervor, deretwegen mir aber, hoffe ich, kein Abonnent die Gefolgschaft weigern wird. *Adolf Brand.*

Bibliographie:

Dramen:

Maurice Maeterlinck: „Der Ungebetene“ (L'intvuse). Deutsch von Otto Erich Hartleben. Theaterverlag Eduard Bloch-Berlin.

Carlot Gottfried Reuling: „Das Stärkere“. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Theaterverlag Eduard Bloch-Berlin. Preis 2 Mk.

Martha Strachwitz: „Miserere!“ Mysterium in einem Akt. Theaterverlag Eduard Bloch-Berlin.

Max Voigt-Aly: „Nicotinchen, eine moderne Götternovize in Walhall“. Götterposse mit Gesang und Tanz. Theaterverlag Eduard Bloch-Berlin.

Lyrik:

Josef Kitir: „Lyrische Radierungen“. Deutsche Literatur-Anstalt, E. Hessenberger, Wien-Leipzig. Preis 2 Mk.

Karl Michler: „Dichtungen“. Dritte Auflage. E. Pierson-Dresden.

Thassilo von Scheffer: „Seltene Stunden“. Schuster & Löffler-Berlin.

Fritz Stern: „Max Klinger, Menschheitsphantasien“. Schuster & Löffler-Berlin.

Epos:

Friedrich Scharffetter: „Die heutige Zeit oder Der Auferstandene“. Kommissions-Verlag von Julius Werner-Leipzig.

Romane und Novellen:

Elisar von Kupffer: „Ehrlos“. Novellen und Skizzen. Illustriert von F. Stahl. Richard Eckstein Nachfolger-Berlin.

Richard Nordhausen: „Was war es?“ Ein Flug ins Blaue. Mit Illustrationen von F. Stassen. Richard Eckstein Nachfolger-Berlin. Preis 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

Philosophie:

J. B. Staub: „Die thatsächliche Widerlegung der Newtonschen Hypothese von der allgemeinen Anziehungskraft durch den naturgemässen Ersatz derselben als Grundlage einer neuen monistischen Weltanschauung“. Selbstverlag des Verfassers Leipzig-Lindenau, Rossstr. 5. Preis 50 Pfg.

Rechtskunde:

Rechtsanwalt Hoerenz: „Deutschland ein Rechtsstaat?“ Kritik-Verlag-Berlin. Preis 50 Pfg.

Rechtsanwalt Hoerenz: „Die Notwehr der deutschen Presse“. Kritik-Verlag-Berlin. Preis 50 Pfg.

Sexual-Psychologie:

Ludwig Frey: „Die Männer des Rätsels und der Paragraph 175 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches. Max Spohr-Leipzig. Preis 4 Mk.

Carl Buttenstedt. „Ha! hier bin ich, und was soll ich? Unter Tigern, unter Affen?“ Eine Naturstudie über die Be-

stimmung des Menschen. Zur Entlastung der Menschheit, besonders der Frau. Selbstverlag des Verfassers, Rüdersdorf b. Berlin. Preis 50 Pfg.

Dr. med. Norbert Grabowsky: „Fünf Jahrtausend Sehnsucht nach Erkenntnis." Max Spohr-Leipzig. Preis 1 Mk.

Karl von Hagen: „Die Geschlechtsbestimmung des werdenden Menschen". Hugo Steinitz-Berlin.

Dr. Leopold Schenk: „Einfluss auf das Geschlechtsverhältnis". Schallehn & Wollbrück-Magdeburg.

Carl Heinrich Ulrichs (Numa Numantius): „Vindex". Sozial-juristische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe. Max Spohr-Leipzig. Preis 1 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Inclusa". Anthropologische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe. Max Spohr-Leipzig. Preis 1,50 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Vindicta". Kampf für Freiheit von Verfolgung. Max Spohr-Leipzig. Preis 1 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Formatrix". Anthropologische Studien über urnische Liebe. Max Spohr-Leipzig. Preis 1,50 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Ara spei". Moralphilosophische und sozialphilosophische Studien über urnische Liebe. Max Spohr-Leipzig. Preis 2 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Gladius furens". Das Naturrätsel der Urningsliebe und der Irrtum der Gesetzgeber. Max Spohr-Leipzig. Preis 1 Mk.

Carl Heinrich Ulrichs: „Memnon". Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Max Spohr-Leipzig. Preis 4 Mk.

James v. Wilpert: „Das Recht des dritten Geschlechts". Max Spohr-Leipzig. Preis 1 Mk.

O. L.: „Ueber die Geschlechtsliebe". Ein Beitrag zu ihrer Metaphysik. Otto Weber-Leipzig. Preis 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

Zeitschriften:

Die Zeit, No. 205 bis 208, Wien.

Die neue Heilkunst, X. Jahrg. No. 17, Berlin.

Centralblatt f. Ansichtkarten-Sammler, I., 1—6. Nordhausen (Harz).

Genossenschaftlicher Wegweiser. IX.. 18. Berlin.

Volksanwalt. I., 5—6. Kiel.

* * *

Der Herausgeber wird die Titel ihm zugegangener Schriften in der Bibliographie regelmässig erwähnen, ohne sich jedoch eine Verpflichtung aufzuerlegen, oder ein Urteil damit auszudrücken. — Besprechungen erfolgen nur im Sinne selbständiger und unabhängiger Beiträge vonseiten hierzu bereiter Mitarbeiter, denen der Herausgeber die eingelaufenen Werke jeweilig übermittelt.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Adolf Brand, Berlin-Neurahnsdorf.
Druck von Arthur Scholem, Berlin C., Rossstr. 3.

Nachdruck

nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Alle Korrespondenzen, Manuskripte, Geld- und sonstige Wertsendungen sind an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Von unsern Freunden überwiesene Subventionen

werden am Ende jedes Quartals quittiert.

Abonnements

10 Mk. pro Anno, 3 Mk. pro Quartal

nehmen auch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an. — Postzeitungs-Liste: 11. Nachtrag No. 2189a.

Alle Leser des Eigenen

werden gebeten, für seine Verbreitung durch persönliche Werbung neuer Abonnenten oder durch Angabe von Adressen, an die Probenummern gesandt werden können, recht rege thätig zu sein. Diskretion bei Aufgabe von Adressen selbstverständlich.

Neu-Rahnsdorf

einer der zukunftsreichsten Ost-Vororte Berlins, ähnlich wie Potsdam, Buckow oder Freienwalde, idyllisch inmitten weit ausgedehnter Kiefer- und Laubwaldungen mit vielem Unterholz, zwischen prachtvollen Seeen und anmutigen Hügelzügen mit wunderbaren Fernsichten gelegen, wird seiner von Nordwinden geschützten Höhenlage und seines gesunden, ozonreichen Klimas wegen ärztlicherseits zum Kur- und Erholungsaufenthalte aufs angelegentlichste empfohlen. Die Kolonie ist ihrer ruhigen Lage wegen ein beliebter Sommeraufenthalt geworden, da auf Fuss- und Wasserpartieen in die Umgebung sich allen Freunden echter, ursprünglicher Naturschönheit ein Reichtum charaktervoller, stimmungsreicher Landschaftsbilder darbietet, wie kaum an einem zweiten Orte der Mark.

Bahnstation zwischen Friedrichshagen und Erkner — in Bälde Stadtbahnverkehr! — Dampfer- und Landstrassenverbindung mit Berlin; Badeanstalten im Dämeritz-, Flaken- und Müggelsee; ausgezeichnet seltene Gelegenheit zu ungestörten Sonnen-, Luft- und Sandbädern; eigene Schule, Post und Heilanstalt im Orte. Aerztliche Hilfe stets zur Verfügung. Einwohner zumeist Rentiers, Beamte und Lehrer.

Anmeldungen für den nächsten Sommeraufenthalt werden schon jetzt entgegen genommen. Ausführliche Auskunft, Vermittelung von Logis, Pensionen u. s. w. jederzeit gern zu Diensten.

Vornehm und zeitgemäss eingerichtete Wohnungen — 3 Zimmer, Kammer, Küche mit Wasserleitung, Wasserkloset, Boden, Keller, Garten und Laube — sind sofort für 420 Mark pro anno zu vermieten.

Alle Anfragen wolle man brieflich richten unter **Wilhelmshagen** an die

Expedition des „Eigenen“
Berlin-Neurahnsdorf.

12,000 Mk.

zur ersten Stelle suche ich auf mein Grundstück in Neu-Rahnsdorf.

Adolf Brand.

Der

Insertions-Preis

des „Eigenen“ beträgt

0,50 Mk. pro Zeile

40 mm breit.

Kapital-Beteiligung

zur weiteren Ausgestaltung und Vergrösserung meines Verlages gesucht.

Adolf Brand.

ADOLF BRAND
BERLIN-NEURAHNSDORF.

Dr. med. Hermann Sternberg:

Klassen-Justiz

und

Entmündigungs-Unfug.

Preis 1 Mk.

DER EIGENE

Illustrirte Monatsschrift für Kunst und Leben

Herausgeber:

Adolf Brand

Berlin-Neurahnsdorf.

Preis für den Jahrgang 10 M.; für das Vierteljahr 3 M.

Die sexuellen, sozialen und künstlerischen Fragen der Gegenwart — bei eingehender Würdigung des Problems der Homosexualität — sind die Krystallisationspunkte, um die in künstlerischer und wissenschaftlicher Form „Der Eigene" ein neues Weltbild zaubern will, wie es sich klar in den Köpfen origineller Menschen widerspiegelt und als ruhlose Sehnsucht in den Herzen Tausender voll dämmernder Schönheit lebt.

OTTO WEBER
LEIPZIG.

Dr. Ferd. Maack:

Die Weisheit von der Weltkraft.

Eine Dynamosophie.

Preis 1 Mk.

Dr. Ferd. Maack:

Okkultismus

Was ist er? Was will er?
Wie erreicht er sein Ziel?

Preis 4 Mk.

In meinem Verlage erscheint vom Oktober d. J. ab eine

Wissenschaftliche Zeitschrift
für

„Okkultismus".

Herausgeber:
Dr. Ferd. Maack.
Jahresabonnement 10 Mk.
Prospekte gratis.

Adolf Brand
Berlin-Neurahnsdorf.

Junge Leute

in allen Städten, mit ausgedehnten Verbindungen in den Kreisen unserer Interessenten, die Lust und Gelegenheit haben, für die Verbreitung des „Eigenen" thätig zu sein, werden unter Zusicherung hoher Provision um schriftliche Meldung gebeten.

Die Expedition des „Eigenen".
Berlin-Neurahnsdorf.